

## Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volk in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem



# Germanen

Monatshefte für Germanenkunde · Heft 11 · November 1942 · RM 0.60

## Inhaltsverzeichnis

J. Althelm u. E. Trautmann Die älteste Darstellung des Wodan? 369

Theobald Bleher Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert (III.) . . . . . 383

J. D. Plassmann Vom germanischen Kaisertitel . . . . . 393

Die Fundgrube Albert Hüb, „Die milch brennet, bete ich an!“ . . . . . 404

Die Bücherwaage Eufanna Pers, Das Wort „Nordisch“ 408

Der Umschlag wurde gestaltet unter Verwendung des Bildes „Schwertertanz/Motio“ aus dem Buche „Germanengut im Junsbrauch“ von Rudolf Siemsen.

## »Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptschriftleiter: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Päcklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

14. Jahrgang, Neue Folge Band 4, Heft 11.

Bezugspreis: Einzelheft DM. -60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post DM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch die Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. Versandort Leipzig. Postverlagort Leipzig. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preiskarte 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.

## J. Althelm und E. Trautmann Die älteste Darstellung des Wodan?

1.

Die Frage der Schildzeichen des spätrömischen Heeres ist erst in den letzten Jahren in Angriff gekommen. So verschieden nach ihren Einzelergebnissen die bisher geäußerten Ansichten waren (1), so stimmten sie doch darin überein, daß neben archäologischen Denkmälern die handschriftliche Überlieferung der Notitia dignitatum (2) einen besonderen Rang beanspruchen dürfe. Der Archetypus (3) dieses spätrömischen, wahrscheinlich zwischen 429 und 430 abgeschlossenen (4) Staats- und Heereshandbuchs enthielt auf 22 Seiten in farbiger Ausführung die Schildzeichen von 283 Truppenteilen, einen reichen Schatz, der im wesentlichen noch der Erschließung harret.

Wir greifen eine Einzelheit heraus, die sofort auf wichtige Zusammenhänge führt. Unter den Truppen, die unter dem Befehl des Magister peditum praesentalis des Westreiches stehen, erscheinen die Felices Valentinianenses (5). Ihr Schildzeichen, wie es in der Ausgabe von D. Seeck nach der Münchener Handschrift wiedergegeben ist (6), zeigt einen stehenden Krieger in Vorderansicht. Bekleidet ist er mit einer Tunika, von der es sich schwer entscheiden läßt, ob sie als lang- oder kurzärmelig gedacht war (Abb. 1). Am unteren Saum ist sie zu einer Reihe von Halbkreisen ausgeschnitten, die Hälfte der Oberschenkel und die Unterschenkel bleiben nackt. Die linke Hand des Kriegers ist erhoben; in der rechten hält er einen Kompositbogen, dessen Griffteil scharf abgesetzt ist. Das Wertwürdigste bleibt der Koppschmuck. Über einem Stirnband erheben sich dicht nebeneinander eine Reihe von Spitzen.

Was ist damit gemeint? Der naheliegende Gedanke an eine Federkrone wird dadurch ausgeschaltet, daß eine genau entsprechende Truppe des spätrömischen Heeres bekannt ist. Auf dem zeitgenössischen Fries des Konstantinbogens (7) sind Bogenschützen dargestellt, die an der Belagerung Veronas und an der Entscheidungsschlacht an der Milvischen Brücke mitwirken (Abb. 3). Auch sie tragen die Tunika, teils kurz-, teils langärmelig. Ihre Waffe ist der Kompositbogen, dessen typische beinverne Verstärkungen man in den Kastellen des obergermanischen und rätischen Elmes wiedergefunden hat (8). Hier zeigt sich auch der entsprechende Koppschmuck. Er ist dadurch entstanden, daß diese Schützen ihre Pfeile nicht im Köcher, sondern unter der Kopfschlinge trugen. Diese Sitte wird ausdrücklich von Stämmen des oberen Nils, also von Äthiopen, berichtet (9). Sie banden ihre kleinen Pfeile vermittelst einer Haarbinde fest. Der gefiederete Teil lag am Kopf, die Spitzen ragten nach außen, so daß sie wie Strahlen abstanden.

Bei der Übereinstimmung in Tracht und Bewaffnung kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Bogenschützen des Konstantinbogens und der auf dem Schild der felices Valentinianenses die gleiche Waffengattung darstellen. Hier wie dort handelt es sich um Äthiopen vom oberen Nil, die nach heimlicher Art ausgerüstet waren. Daß dagegen auch derselbe Truppenteil wiedergegeben ist, dürfte kaum anzunehmen sein. Denn diese Felices der Notitia dignitatum hießen nach ihrem Gründer Valentinian I. (364-375) oder II. (383-392), wie die daneben genannten felices seniores bzw. iuniores Arcadiani (10), felices Honoriani seniores bzw. iuniores (11), Honoriani felices Gallicani (12), felices Theodosiani (13), felices Theodosiani

Isauri (14) und felices Theodosiani iuniores (15) nach Arcadius, Honorius und Theodosius genannt waren. Die Truppe, der das Schildzeichen der Notitia dignitatum gehörte, war also über ein halbes Jahrhundert jünger als jene, die sich an der Milvischen Brücke auszeichnete.

H. P. L'Orange (16) hat die Bogenschützen, die auf den beiden großen Kampfschildern des Konstantinobogens erscheinen, als maurische Augllien bezeichnet. Aber diese Auffassung scheitert schon daran, daß maurische Bogenschützen nirgends belegt sind (17). Als Waffe der Mauren wird ausdrücklich der Wurfspeer angegeben (18). Als berittene Speerwerfer erscheinen sie auf der Trajanssäule (19). Es kommt hinzu, daß gerade auf der Gegenseite, im Heer des Maximianus, nicht in dem des Konstantin, die Anwesenheit von Mauren bezeugt ist (20). Auch wird der Begriff der Mauren niemals auf die Stämme am oberen Nil ausgedehnt, auch bei späteren Autoren nicht (21).

Eine entsprechende Truppe ist weder inschriftlich noch literarisch belegt. Die equites sagittarii indigenae, die unter dem Dug der Thebais in der Notitia dignitatum erscheinen (22), scheiden aus, da es sich um eine Reitertruppe handelt. Eine Vermutung sei immerhin gewagt. Der Sieg an der Milvischen Brücke wurde auf den Münzen Konstantins durch die Aufschrift: virtus exercitus Gallicani gefeiert (23). Vielleicht kommen darum die sagittarii Gallicani (24) in Frage, in deren Namen sich die einstige Zugehörigkeit zum exercitus Gallicanus ausdrückt. Damit ist über ihre Herkunft noch nichts gesagt. Aber auf ihrem Schildzeichen erkennt man zwei sich gegenüberstehende Mohren, und das würde zur äthiopischen Herkunft der Bogenschützen und ihre Kampfweise passen. Die gleichen Mohren erscheinen unter dem Comes limitis Aegypti als Wappenzeichen von Parembote (25), also in Oberägypten.

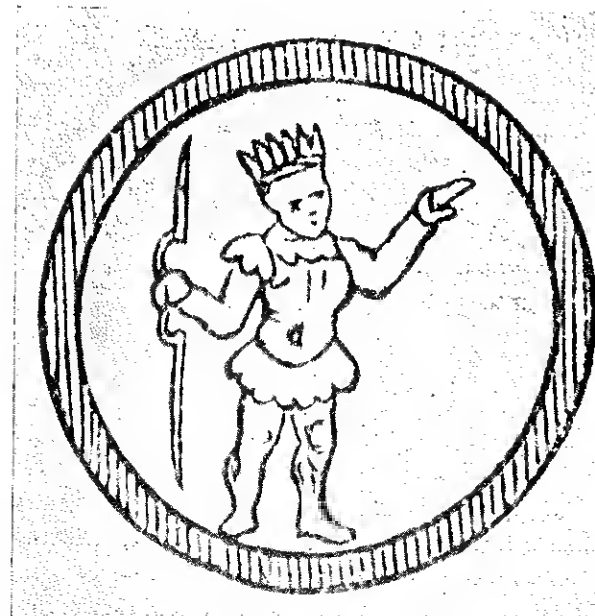


Abbildung 1. Schildzeichen der felices Valentinianenses (Notit. dign., occ. 5, 60 im Monac. lat. 10291. Nach D. Eted Notitia dignitatum p. 117.

Bisher wurde nur das Schildzeichen betrachtet, das die Felices Valentinianenses in der Münchener Handschrift der Notitia dignitatum besitzen. Nicht genügend beachtet ist, daß die Pariser Abschrift des Speyerer Archetypus (26) ein ganz anderes Zeichen gibt (Abb. 2).

Auch da sieht man einen stehenden Krieger in Vorderansicht. Wieder hebt er die linke Hand und hält in der Rechten die Waffe. Aber sonst bestehen eigenartige Verschiedenheiten. Während in der Münchener Fassung die Linke einen Zeigegestus macht, hält sie hier eine kreisförmige Schildempor. Und die Waffe ist kein Bogen, sondern eine mit der Spitze adwärts gerichtete Lanze. Der Pfeilkrantz als Kopfschmuck fehlt, und statt der Tunika erscheint ein langer, vorn geschlossener Umhang.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sowohl die Form des Schildzeichens, das in der Münchener Handschrift erscheint, wie dasjenige, das die Pariser Fassung bietet, auf dasselbe Vorbild zurückgehen. In der Grundhaltung stimmen beide Kriegergestalten überein. Der senkrechte Bogen dort entspricht der Lanze hier; deldemale ist der linke Arm erhoben. Und in der straffen, aufwärts gerichteten Formgebung des Haars in der Pariser Fassung glaubt man so etwas wie ein Rudiment der zuvor besprochenen Pfeilkrone zu erkennen.

Aber ist die Pariser Fassung notwendig die schlechtere, gibt die Münchener Kopie die originale Zeichnung des Spirensis richtiger wieder? Seet hat der Münchener Handschrift ohne weiteres den Vorzug gegeben und sie den Wiedergaben seiner Ausgabe zugrunde gelegt (27). Maßgebend dafür war die Tatsache, daß der Pfalzgraf Ott Heinrich (1544-59) in der für ihn gefertigten Abschrift des Spirensis die Zeichnungen noch einmal wiederholen ließ, da die im



Abbildung 2. Schildzeichen der felices Valentinianenses (Notit. dign., occ. 5, 60) im Paris. lat. 9691. Nach Aluenerbe S. v. Zastrow.



Abbildung 3. Rom, Konstantinsbogen. Aufnahme Deutsches Archäologisches Reichsinstitut, Rom.

Geschmack der Zeit angefertigte erste Kopie seinen Ansprüchen an Genauigkeit nicht genügte (28). Demgegenüber ist zu sagen, daß im Gegensatz zum Text eine systematische Vergleichung der Zeichnungen bis heute noch nicht durchgeführt ist. Seel selbst mußte zugeben, daß gerade die Schildzeichen in der ersten Fassung der Münchener Handschrift, trotz ihrer stilistischen Umgestaltung, nach den Einzelheiten genauer sind als in der auf Befehl des Pfalzgrafen ausgeführten Wiederholung (29). Sodann ist zu bedenken, daß die Pariser Abschrift die weitaus ältere ist. Da sie sich spätestens 1451 im Besitz des Pier Candlbo Decembreis befand, muß sie bereits in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (30), nicht erst um die Mitte des 16., wie der Monacensis, entstanden sein (31). War die Zeichnung des Schildzeichens im Spätrömischen, was die verschiedene Wiedergabe in der Münchener und Pariser Handschrift nahelegt, im Laufe der Zeit unkenntlich geworden oder teilweise zerstört, so muß, wenn irgend eine Abschrift, so die ältere und damit der Parisinus die ursprüngliche Form am reinsten erhalten haben. Es kommt hinzu, daß nicht nur die Münchener Fassung, sondern auch die Pariser sinnvoll ist und durch andere Denkmäler ihre Bestätigung findet.

Zweifellos, im Typenvorrat der spätrömischen Kunst wird man vergeblich nach einer Entsprechung suchen. Wohl aber findet sie sich in der gleichzeitigen germanischen Kunst. Die nur in einer Nachzeichnung erhaltenen Darstellungen des kleinen Goldhörnchens von Gallehus (Nord-schleswig) (32) zeigen in ihrem breitesten, am oberen Rand verlaufenden Bildstreifen einen

Krieger in Vorderansicht. Wiederum hält er in der rechten Hand die mit der Spitze abwärts gekehrte Lanze, mit der linken eine Scheibe oder einen Ring (Abb. 4). Auf dem Kopf trägt er zwei Hörner. Die Darstellungen des Goldhörnchens geben inhaltlich manches Rätsel auf. Immerhin scheint soviel deutlich zu sein, daß es selbst kultischem Gebrauch diente (33). In den gleichen Bereich verweist die hörnertragende Gestalt. A. Drif (34) hat sie mit Odin, dem Besitzer des Speeres Gungnir und des Ringes Draupnir, in Verbindung gebracht.

Hier scheint sich ein Anhaltspunkt für die Deutung auch unseres Schildzeichens zu ergeben. Zweifellos müssen zuvor einige Schwierigkeiten geklärt werden. Man hat auf Grund einiger Einzelmotive, die mit südrussischen Funden übereinstimmen, bei den beiden Hörnern von Gallehus auf jede Erklärung aus der germanischen Überlieferung verzichtet wollen (35). Aber das ist schon angesichts der Inschrift des nordgermanischen Verfertigers (36):

ekhlewagastiR : holtijaR : horna : tawido :

„Ich Hlewegast, Holtes Sohn, verfertigte das Horn“

ein Kühnes Unterfangen. Mit Recht hat jüngst D. Höfler (37) an Drifs Deutung festgehalten. Stärkeres Gewicht scheinen einige Einzelheiten zu haben, in denen beide Darstellungen, der Odin von Gallehus und das Schildzeichen der felices Valentinianenses, sich unterscheiden.

Das Schildzeichen gibt keine Kriegergestalt in langem, mantelartigem Umhang, der auf dem Gallehus Horn fehlt. Aber nicht nur Speer und Ring bilden das Abzeichen Odins. Auch der Mantel gehört dazu (38): nach ihm wird er geradezu als heklumadr „Mantelmann“ bezeichnet (39). Auf der anderen Seite trägt der Odin des Goldhörnchens einen Ring an der linken Hand und das Hörnerpaar auf dem Haupt. Beides fehlt auf dem Schildzeichen; der Ring ist dort durch die emporgehobene Scheibe ersetzt.

Jüngst hat man gesehen, daß auf den südschandinavischen hallristningar eine ähnliche Gestalt erscheint (40). Am bekanntesten ist das Felsbild von Eitlesby (41). Eine gewaltige Figur von phallischer Bildung trägt hier die Lanze mit der Spitze schräg abwärts. Daneben erscheint sie, zumal auf den bronzzeitlichen Felsbildern Osterödlands, in wagrechtlicher Haltung (42). In vielen Fällen ist die Lanze übergroß gebildet. Das zeigt, daß sie eine besondere Bedeutung besaß. Die germanische Religionswissenschaft ist geneigt, in diesem „Speer“ oder „Lanzenträger“ einen göttlichen Vorgänger des Odins mit der Lanze Gungnir zu erkennen (43).

Auf drei Felsbildern aus Tanum (44) begegnet bei diesem Lanzenträger auch die senkrechte Haltung der Waffe, mit der Spitze nach unten (Abb. 5). Hier ist die Übereinstimmung mit der entsprechenden Gestalt des Gallehus Hornes und des Schildzeichens der felices Valentinianenses ganz deutlich. Sie bestätigt Drifs Auffassung und zieht die des Schildzeichens nach sich. Auch der auf ihm erscheinende Lanzenträger wäre als Odin oder Wodan anzusprechen.

Zugleich ergibt sich die Deutung der Hörner, die der Gott auf dem Goldhorn trägt. Ihre lange, geschweifte Form weist auf Stierhörner; vielleicht bestand ein innerer Zusammenhang zwischen dieser an sichtbarer Stelle angebrachten Darstellung und dem Goldhorn selbst, das gleichfalls die Form eines Stierhorns besaß. Verbindungen zwischen Wodan und dem Stier lassen sich ziehen. Die Verfechter des Gottes tragen Stierhörner oder kämpfen in Stiergestalt (45). Auf dem Felsbild von Kalleby bei Tanum (Bohuslän) (46) erscheint eine riesige Gestalt, die ihre Lanze senkrecht in den Boden eines Drachenschiffes einpflanzt. Schon D. Almgren (47), dann wieder D. Höfler (48) haben die Lanze als heilig, die Gestalt als Gott ge-

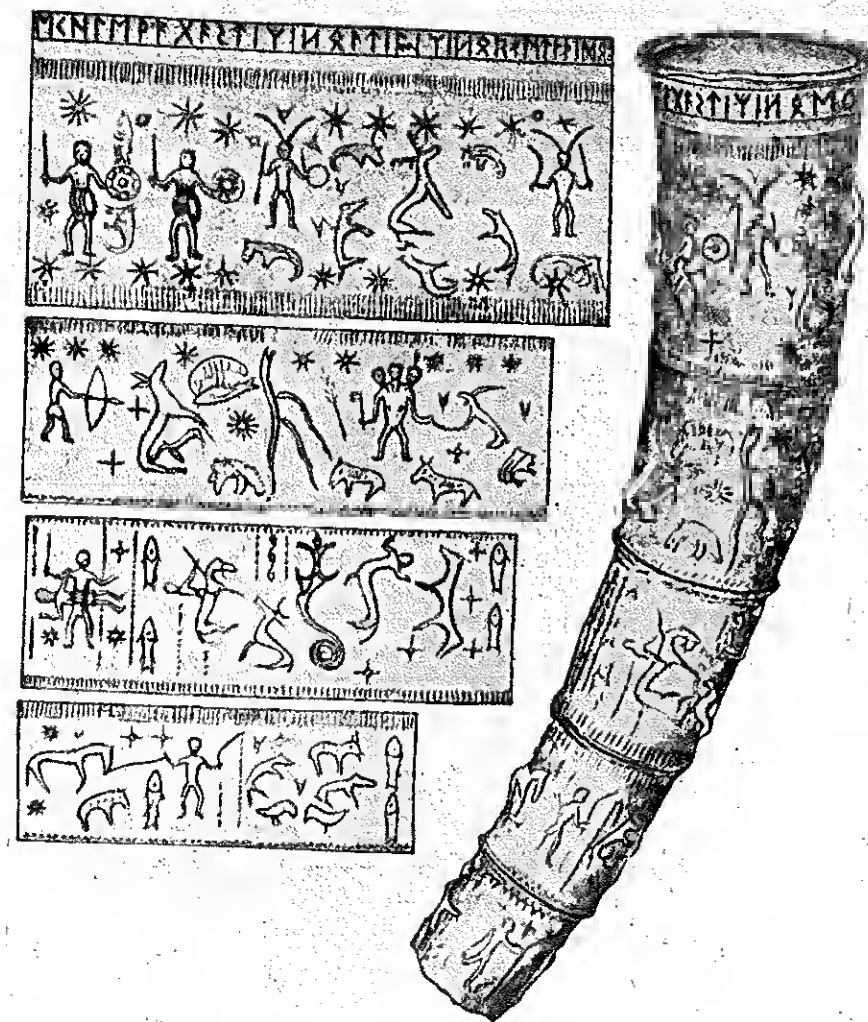


Abbildung 4. Kleines Goldhorn, Salchus. Nach B. Krause, Runenschriften in älteren Zuthat 175 Abb. 95.

deutet. Sie ist der göttliche Lanzenträger mit senkrecht gehaltener Waffe, den wir bereits kennen. Neben ihm erscheinen außer weiteren Kultschiffen auch Lurenbläser mit Hörnermasken (Abb. 6) (49). Endlich bringen wir ein selbstgefundenes Zelsbild aus der Nähe von Tanum (Abb. 7). Hier tritt der göttliche Lanzenträger selbst auf: er trägt, wie auf dem Goldhorn, die Esterhörner auf dem Haupt (50).

Noch ein letzter Hinweis. Die oberitalienischen Zelsbilder aus der Val Camonica zeigen neben anderen zahlreichen Übereinstimmungen mit den südfandinavischen hällristningar (51)

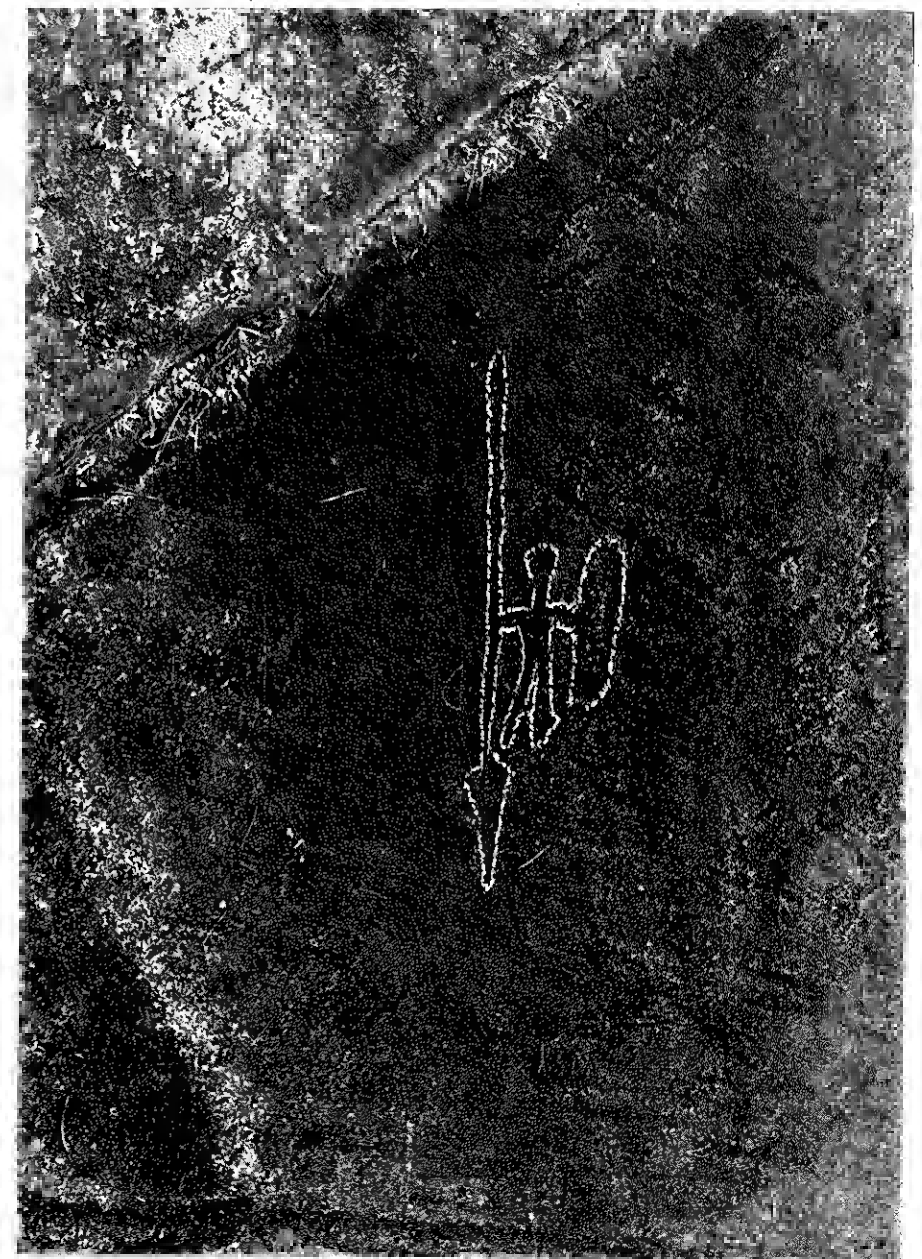


Abbildung 5. Tanum bei Bohuslän. Aufnahme E. Trautmann-Nehring.

– neben Sonnensymbolen, Kultwagen und Kultschiffen, Krieger und Kampfsdarstellungen – auch den Lanzen Gott (52). Die Übereinstimmungen sind hier besonders schlagend. Vor allem



Abbildung 6. Kalleby bei Tanum, Bohuslän. Aufnahme E. Trautmann-Nehring.

erscheint wiederum der Gott mit der abwärts gefehrten Waffe (53). Wenn die geistreiche Vermutung eines belgischen Gelehrten (52 a) zutrifft, so weist die von uns entdeckte Gestalt des Cernunnos (52 b) auf nordische Vorbilder, und zwar gerade auf den Lanzenträger. Dann



Abbildung 7. Tanum, Bohuslän. Aufnahme E. Trautmann-Nehring.

hätte aber auch der lange Umhang seine Entsprechung auf den Felsbildern gefunden. Schließlich tritt die Besonderheit auf, daß auf dreien dieser Felsbilder – zwei stammen aus Cassiner, eines von den Scale di Cimbergo (54) – auch die mit der linken Hand emporgehobene Scheibe

wiederkehrt. Wir geben ein Beispiel aus Cassiner (Abb. 8): viermal ist die Darstellung wiederholt. Daneben steht ein Käufer im Hakenkreuzschema; auch er hält die Scheibe in der Hand. Auf einem weiteren Felsbild, südlich von Raquane gefunden (55), treten weitere vier Lanzen-träger mit diesem Attribut auf (Abb. 9). Auch da begegnet die senkrecht gehaltene Lanze, meist wiederum mit abwärts gekrümmter Spitze.

Damit hat die emporgehaltene Scheibe, die die Besonderheit des Schildzeichens bildete, ihre Entsprechung gefunden. Alle diese räumlich und zeitlich so weit getrennten Darstellungen – Bohuslän und Östergötland, die Val Camonica, das Vallehus Goldhorn und das Schildzeichen der Notitia dignitatum – geben offenkundig den gleichen Sinnzusammenhang, dieselbe göttliche Gestalt wieder.

Die Verbindung der Scheibe mit Odin im besonderen wird vielleicht durch die runischen *laþ*-Inschriften bestätigt. Dieses Formelwort, das als *laþu*, *laþa*, *laþoda* erscheint und „Zitation“ bedeutet, erscheint mehrfach auf skandinavischen Brakteaten des 6. Jahrhunderts (56). Die Verbindung mit Odin ist durch die Darstellung eines Mannes (oder seines Kopfes) über Pferd und Vogel gegeben. Sie kehrt bei den Brakteaten mit den Aufschriften *laukaR* (57) und *ehwe* (58) wieder; deutlich ist hier das Pferd Odins gemeint (59). Andere Beziehungen auf den Gott treten hinzu (60). Auch der Name des Runenmeisters auf dem Brakteat Nr. 24 aus Sönnen, *houaR*, erinnert an den Runengott Odin (61). In diesem Zusammenhang scheint der Brakteat Nr. 27 aus Trollhättan (Abb. 10) (62) von Bedeutung. Seine Aufschrift *tawö laþoda* wird von W. Krause als „Ich nehme eine Zitation vor“ übersetzt. Die Darstellung zeigt den Oberkörper eines Mannes, der den rechten Arm emporhebt und in der Hand einen kreisförmigen Gegenstand hält. Das läßt sich mit der Scheibe vergleichen, die der Gott des Schildzeichens, die auch die Lanzenträger der Felsbilder halten.

### 3.

Das Alter des Odin-Wodan ist schwer zu bestimmen. Die Ansetzung hängt zu einem Teil davon ab, ob man die Inschrift des Helms B von Negau *harigasti teiwa* auf den Gott *Harigasti*, d. h. Wodan (63), beziehen darf oder nicht. Im bejahenden Fall käme man für Wodan in das 3. Jahrhundert n. Z., die Entstehungszeit der Inschrift (64), hinaus. Aber solange eine völlig einwandfreie Deutung dieser ältesten germanischen Inschrift nicht möglich ist, tut man besser, sich nach einem anderen Ansatz umzusehen.

Darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Kimbern Wodan gekannt haben. Das beweist einmal das Erscheinen des *Mercurius Cimbrianus*, dem ein zwischen Rhein, Main und Neckar verbliebener Splitter des Volkes im 2.-3. Jahrhundert n. Z. Inschriften setzte (65). Das Heiligtum dieses kimbrischen Wodan ist, mitsamt dem zugehörigen Runenstein (66), auf dem Greinsberg bei Miltenberg a. M. gefunden worden (67). Als Zweites kommt die Tatsache hinzu, daß die Kimbern nach dem Kampf die Erhängung der Unterlegenen Wodan zu Ehren kannten. Indem wir auf unsere frühere Behandlung (68) der Frage verweisen, beschränken wir uns darauf, daraus die Folgerungen zu ziehen.

Daß die Felsbilder bereits Odin oder Wodan darstellen, ist nicht nachweisbar. Wir müssen den Namen des Gottes offenlassen; wir müssen uns damit begnügen, ihn als Vorgänger des Odin zu bezeichnen. Auf der anderen Seite kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Gott des



Abbildung 8. Cassiner, Val Camonica. Aufnahme G. Trautmann-Mehring.

Goldhornes von Vallehus, das um 400 n. Z. oder später entstand (69), Odin ist. Und das selbe muß von der entsprechenden Gestalt des Schildzeichens gelten: sie stellt Wodan dar. Da die Truppe der *felices Valentinianenses* unter Valentinian I. oder II. aufgestellt wurde, so



Abbildung 9. Südlich Naquane, Val Camonica. Aufnahme E. Trautmann-Nehring.

wurde das Schildzeichen noch vor Ausgang des 4. Jahrhunderts geschaffen. Wir haben auf ihm die älteste Darstellung des Wodan oder Odin überhaupt.

Die Folgerung, die sich daraus ergibt, ist, daß die felices Valentinianenses eine Truppe germanischer Herkunft waren. Diese Annahme enthält keine Schwierigkeit, denn germanische Truppenteile begegnen in der Notitia dignitatum die Menge. Auch das Erscheinen germanischer Symbole kann nicht befremden. Haben sich doch auf den Schildzeichen der Cornuti, Vindices, Salii und Ascarii seniores Runen wiedergefunden (70). Doch ein Punkt bleibt zu klären: das Vorkommen des heidnischen Gottes Wodan auf dem Wappenschild einer Truppe, die unter einem christlichen Kaiser aufgestellt wurde.

Hier ist einmal daran zu erinnern, daß auch das Symbol eines anderen germanischen Gottes auf einem Schildzeichen erscheint. Die Cornuti, die sich wahrscheinlich aus Sachsen rekrutierten (71), also Ingvädonen waren, trugen die Ing-Rune (72) und damit das Zeichen ihres Stammesgottes Ing (Ingv-) im Wappen (73). Darüber hinaus wissen wir, daß man die Stammesgötter (74) und gerade die Aen nicht als volle Götter betrachtete. Jordanes (75) deutet die Ansies ausdrücklich als semidei. Ungleich wichtiger aber ist ein Anderes. Von römischer Seite ließe sich das Erscheinen des Wodan am besten erklären, wenn man an die Aufstellung der felices Valentinianenses unter Valentinian II. denkt (76). Zu Beginn seiner Herrschaft war dieser der heidnischen Senatspartei nicht abgeneigt und hatte als magister militum den Franken Bauto, einen Heiden. Und wenn der Kaiser sich auch von einem Feind zu einem Freund des Ambrosius wandelte und asketische Neigungen entwickelte, so

Abbildung 10. Brakteat aus Trostbäcken. Nach W. Krause, Runeninschriften im älteren Futhark 43



setzte doch mit dem späteren magister militum Arbogast, dem Landsmann, Kriegsgefährten und Glaubensgenossen des Bauto, eine neue heidnische Reaktion ein. Unter dem Regiment eines dieser beiden Männer könnte durchaus der germanische Gott auf den Schild der neugeschaffenen Truppe gebracht worden sein. Daß Wodan nach alter Art zu Fuß, nicht zu Pferde dargestellt ist, bedeutet eine Bestätigung. Denn gerade die Franken haben am Fußkampf langhin festgehalten (76 a) und haben ihren Gott entsprechend wiedergegeben.

Arbogasts Name ist mit dem letzten Kampf des römischen Heidentums, das mit der Erhebung des Flavius Eugenius zum Kaiser und mit der Schlacht am Frigidus 394 sein Ende fand, verknüpft. Wenn die zuvor geäußerte Vermutung zutrifft, so würde das Bündnis zwischen dem heidnischen Franken und der römischen Senatspartei (77) in einem neuen Licht erscheinen. Nicht nur unter dem Zeichen der römischen Götter hätte man gegen Theodosius gekämpft. Wie man auf den Pässen der Alpen geweihte Jupiterstatuen (78) mit vergoldeten Blitzen in den Händen (79) gegen den herannahenden Feind errichtete, so führte man auch den lanzentragenden Germanengott gegen ihn im Wappen. Jupiter und Wodan vereint wären an den Ufern der Rippach gegen das christliche Heer zum Kampf angetreten. Und so wenig man trotz des Sieges die Jupiteradler der alten Gardetruppe, der Joviani, antastete, so wenig scheint es mit dem Gott der felices Valentinianenses geschehen zu sein.

(1) A. Alföldi, Germania 1935, 324 f.; Polaschek, MZ. 17, 1109; J. Altheim, Alto 31, 51 f.; derselbe bei J. Kollw. Gnomon 18, 109 f. — (2) Maßgebende Ausgabe von D. Seck 1876. — (3) Grundlegend P. Schabbel, ZNW. 1926, 242 f. — (4) A. W. Bylandt, Mnemosyne 1940, 87 f. — (5) Occ. 5, 60. — (6) Monac. lat. 10291;

D. Eed a. D. XXVIII. - (7) P. P. Orange, Symb. Osloens. 13, 105 f.; P. P. Orange und A. v. Gerkan, Der spätantike Bildschnitzer des Konstantinobogens 45 f. - (8) R. Stade Germania 1933, 110 f.; P. van de Weerd und P. Lambrecht, Laureae Aquincenses 1, 241 Ann. 90; vgl. P. Orange v. Gerkan, a. D. Taf. 19. - (9) Heliod., Aith. 9, 19; Eufan, de. salt 18. - (10) Or. 7, 2 = 36; 6, 22 = 24 = 63 = 65. - (11) Or. 7, 3 = 37; 5, 21 = 62. - (12) Occ. 5, 98 = 247 = 7, 89. - (13) Or. 6, 21 = 62. - (14) Or. 5, 25 = 66. - (15) Or. 9, 41. - (16) Symb. Osloens. 16, 105 f.; Roma 1936, 217 f.; P. Orange v. Gerkan, a. D. 45 f. - (17) Vgl. Enomon 18, 109 f. - (18) Herodan. 1, 15, 2; 3, 3, 4; 7, 2, 1. - (19) Eucherius 2, 295 f. - (20) Lact., De mort. persecut. 44, 3; vgl. Jof. 2, 15, 2 Kapzndovoi. - (21) Weinhold, ME. 14, 2350; Claudian., De cons. Stilich. 1, 248 f. bildet gewiß keine Gegenstands. - (22) Or. 31, 25 f. - (23) A. Mjöld, 25 Jahre röm.-germ. Konniff. 13. - (24) Or. 5, 13-14; 54-55. - (25) Or. 28, 10. - (26) Paris. lat. 9661. Durch Vermittlung des „Ahnenerbes“ hatten wir Gelegenheit, die Handschrift in Berlin ausgiebig zu untersuchen. - (27) a. D. XXVIII f. - (28) D. Eed, a. D. IX. - (29) a. D. XXIX. - (30) P. Schnabel, a. D. 244 f.; vgl. R. Sabbadini, Stud. Ital. di filol. class. 11, 261 Ann. 1. - (31) P. Schnabel, a. D. 247. - (32) Zuletzt W. Krause, Runeninschriften im älteren Futhark 172 f., Nr. 76. - (33) W. Krause, a. D. 174. - (34) Gudefremstilling r på Guldhorne og andre ældre Mindesmærker. Danske Studier 1918. - (35) E. Gjessing, Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap. 1934, 253 f. - (36) W. Krause, a. D. 176; Kerp-Jels, Die einheim. Runenentf. d. Seelands 199; 342. R. hält mit Recht an der Deutung von tawido „verfertigt“ gegenüber E. Marstrand, Norsk Tidsskrift for Sprogvidenskap. 3, 124 f., fest. - (37) Jf. Jels, Zeitschr. 157, 11; 19 Ann. 1. - (38) W. Nind, Bodan u. germ. Schildfalsglaube 11; 13; 26; 70; 84 f.; 88 f.; 133; J. de Vries, Mitgerman. Religionsgesch. 2, 191 f.; D. Höfler, a. D. 19 Ann. 1. - (39) D. Höfler, a. D. 19 Ann. 1; vgl. J. Grimm, Die Mythol. 4, 121; 767 f. - (40) J. de Vries, a. D. 1, 119 f.; 2, 95; W. Nind, a. D. 214 f.; D. Höfler, a. D. 11 f. mit reichen Nachweisen. - (41) E. Balzer, Hällristningar från Bohuslän Taf. 27-29 Nr. 1; W. Nind, a. D. Taf. 6, 2. - (42) A. Nordén, Östergötlands bronsålder 185 gibt eine übersichtliche Zusammenstellung. - (43) J. de Vries, a. D. 2, 95; vgl. 169 f.; 176 f.; W. Nind, a. D. 214 f.; vgl. 94 f.; D. Höfler, a. D. 11 f. - (44) E. Balzer, a. D. Taf. 44 Nr. 4; 49-50 Nr. 7; 57-58 Nr. 2 links unten; Althelm-Trautmann, Vom Ursprung der Runen Abb. 52; J. Althelm, Italien u. Rom 1, Abb. 2. - (45) W. Nind, a. D. 7; 40; 46; 256. - (46) D. Almgren, Felsbilder als relig. Urkunden 71 Abb. 38. - (47) a. D. 71; 137. - (48) a. D. 12. - (49) D. Höfler, a. D. 12; vgl. D. Almgren, a. D. 82 Abb. 45a; W. Nind, a. D. 214. - (50) Weiteres bei J. Althelm, D. Reise d. alt. Welt 1 (1943). - (51) Althelm-Trautmann, Welt als Gesch. 3, 94 f.; Wörter und Sachen 1936, 12 f.; Vom Ursprung d. Runen 47 f.; Italien u. d. Dor. Wanderung 21 f.; Klütern u. Runen 13 f.; J. Althelm, Italien u. Rom 1, 22 f. - (52) Althelm-Trautmann, Vom Ursprung d. Runen 64 f. - (52a) P. Lambrecht, Rev. belge de philol. et d'hist. 1941, 619 f. - (52b) Althelm-Trautmann, Röm. Mitt. 1939, 3 Abb. 1; J. Althelm, Italien u. Rom 2, Abb. 11. - (53) Althelm-Trautmann, a. D. Abb. 51-52; J. Althelm, a. D. Abb. 2-4. - (54) Althelm-Trautmann, a. D. Abb. 49-50; 53. - (55) Althelm-Trautmann, a. D. Abb. 54. - (56) W. Krause, a. D. 40 f. Nr. 26 f. - (57) W. Krause, a. D. 31 f. Nr. 17 f. - (58) W. Krause, a. D. 47 f. - (59) W. Krause, a. D. 39; 40; 47. - (60) W. Krause, a. D. 33 Ann. 1 zu Nr. 17; 34 zu Nr. 20 („Hakenkreuz... das die Sphäre der Asen symbolisiert“); 36 zu Nr. 22 (Hakenkreuz); 37 zu Nr. 23 (Hakenkreuz); 38 zu Nr. 24 (Hakenkreuz); 39 zu Nr. 25 (Hakenkreuz); vgl. 40; 48 zu Nr. 32 und 33 (Hakenkreuz). - (61) W. Krause, a. D. 42 zu Nr. 28. - (62) W. Krause, a. D. 43 f.; Abb. 37. - (63) E. Nedel, RZ. 60, 282 f. - (64) Althelm-Trautmann, Vom Ursprung d. Runen 36 f. - (65) E. Gutenbrunner, D. german. Götternamen d. antf. Jhschiffen 52 f.; J. de Vries, a. D. 1, 166 f. - (66) Althelm-Trautmann, a. D. 74 f.; 83 f. - (67) Eine Übersicht im CIL. 13 p. 284. - (68) Althelm-Trautmann, Klütern und Runen 44 f. - (69) Eitelig-Gall-Gordon, Scandinavian Archeology 208; W. Krause, a. D. 176; D. Höfler, a. D. 11; E. Gjessing, a. D. 274. - (70) J. Althelm, Rila 31, 51 f.; E. Baefete, Vor und Frühgesch. d. den Schriftums 1, 106. - (71) J. Althelm, a. D. 57 f.; Or. 6, 9. - (72) J. Althelm, a. D. 56; Abb. 1; 3. - (73) J. Althelm, a. D. 57. - (74) D. Höfler, a. D. 9; 13. - (75) Get. 78; D. Höfler, a. D. 14 Ann. 2. - (76) E. Stein, Gesch. d. spätöm. Reiches 1, 311; 320; 325. - (76a) Prokop., b. Goth. 2, 23, 27. - (77) J. Klinger, Vom Geistesleben in Rom des ausgehenden Altertums 32 f. - (78) Augustin., De civ. Dei 5, 26; Iovis simulacra, quae adversus eum (sc. Theodosium) fuerant nescio quibus ritibus velut consecrata et in Alpibus constituta. - (79) Augustin., l. c.: fulmina quod aurea fuissent.

## Theobald Bieder

### Die germanische Mythologie im 19. und 20. Jahrhundert

#### III.

**W**ir sind jetzt der Entwicklung etwas vorausgeeilt und müssen wieder rückwärts schauen - bis zu dem Weltkriege 1914/18. Es haben schon kurz vorher und während desselben Grabungen und Forschungen eingesetzt, die wohl unwiderleglich bewiesen haben, daß neben dem Kulturhebel im germanischen Norden ein zweiter, nicht zu übersehender im Orient liegt, und noch einmal konnte uns der alte Spruch „Ex oriente lux!“ gesungen nehmen. Ex oriente lux! Wie oft hat uns dieses Wort in den Ohren geklungen und vor den Augen geblinzt! Während vor dem Kriege eine große Anzahl namhafter Germanisten zu einer glatten Ablehnung dieses Wortes gelangt sind, mußten ihm diese Forschungen wieder eine nicht unbeträchtliche Bedeutung zusprechen. Nicht in dem Sinne, als könne an dem Bild, das wir uns von der Urheimat der Germanen im Bereiche der Ostsee gemacht haben, Wesentliches geändert werden. Wohl aber haben in kultureller und mythologischer Beziehung jene Ausgrabungen in Kleinasien, Mesopotamien usw., sowie die Verwertung ältester orientalischer Quellen neues Licht über die Verhältnisse des ältesten Orients ausgegossen, das die Kunde vom Germanischen und Indogermanischen in mancher Hinsicht beeinflussen mußte. Es schien, als besäße jede durch überraschende Ausgrabungen neu auftauchende Frage einen magnetischen Pol, der auch innerhalb des germanischen Bereiches die Magnetnadel ablenkte. Noch einmal zeigte sich der Orient in aller Mächtigkeit. So ähnlich war es hundert Jahre früher, als Goethe uns die reifen Früchte seines west-östlichen Divan schenkte und die Märchen aus Tausendundelner Nacht alle Herzen erfreuten; so war es, als die vergleichende Indogermanische Sprachforschung Indien und Iran zu der Ehre erhob, die Stammländer der Arier zu sein. Und einen vorläufigen Abschluß dieser Periode brachte 1870 das Werk Viktor Hehns „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa“. Es ist da gewiß beachtenswert, daß Hans Ewers Wörterbuch der Antike, 1933 und zweite Auflage 1936, das Wort „Ex oriente lux“ gerade mit dem Werke Hehns in Verbindung bringt.

Aber etwas anders lagen die Verhältnisse um 1919 denn doch; der germanische Norden hatte siegreich sein Daseinsrecht behauptet; und wenn jetzt der Orient wieder die Blicke in hohem Maße auf sich lenkte, so konnte es sich nur darum handeln, die fast unterirdisch wirkenden Berührungen zwischen beiden Polen aufzuspüren. Wohl manchem mag damals der alte Vers Virgils in die Erinnerung gekommen sein:

„Hinc movet Euphrates, illinc Germania bellum“

(Von hier aus schürt der Euphrat, von dort her Germanien den Streit).

Das Aufspüren der Berührungen zwischen Orient und Europa zielt in der ersten Zeit nach dem Kriege nach zwei verschiedenen Richtungen: 1. in die frühgeschichtliche Zeit, 2. ins Zeitalter des Hellenismus.

Für die Berührungen in frühgeschichtlicher Zeit kommen zunächst die drei aufeinander folgenden Werke Hermann Güntert in Betracht: „Kalypso. Bedeutungsgehistorische Untersuchun-

gen auf dem Gebiet der indogermanischen Sprachen", 1919, „Von der Sprache der Götter und Geister. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur Homerischen und Eddischen Göttersprache", 1921 (man beachte hier die Zusammenstellung), und „Der arische Weltkönig und Heiland. Bedeutungsgeschichtliche Untersuchungen zur indo-iranischen Religionsgeschichte und Altertumskunde", 1923. Und zwischen die beiden letztgenannten Werke schiebt sich das Werk Bernhard Schweitzers „Herales, Beiträge zur griechischen Religions- und Sagen Geschichte", 1922, wie die drei Bücher Ginterts in Heidelberg geschrieben.

Seinem Kallipso-Buch hat Gintert Mephistos Worte aus der klassischen Walpurgisnacht vorangestellt:

„Hier dacht' ich lauter Unbekannte  
Und finde leider Nahverwandte;  
Es ist ein altes Buch zu blättern:  
Vom Harz bis Hellas immer Bettern."

Das bedeutet, daß Gintert sich nicht auf griechische Mythen beschränkt. „Kallipso" heißt auf deutsch: die Verhüllerin, und Ginterts Buch will weiter nichts als den einfachen Bedeutungswandel von „verbergen, verhüllen" zu „töten", von „geborgen, verhüllt werden" zu „sterben" darstellen. Da zeigen sich ihm auf germanischem Boden Entsprechungen in der Todesgöttin Hel, d. h. „die Hehlende, Verhüllende", in dem Schwanelter Lohengrin, dessen Name in den ältesten Formen Lohengarin und Lohengrime lautet (mit ihm ist sprachlich und stofflich der Zwerghkönig Laurin aus dem „Rosenkranz" verwandt), sowie in Kriemhild (Wilmhild), deren Name in der ersten Silbe – entsprechend dem zweiten Teile von „Lohengrime" – das altnordische Wort „grima" = „Gesichtsschirm, Maske, Helm, Larve, Nacht" enthält. Auch ihr Gegenspieler Hagen erweist sich als ein Todesdämon. So sprengt diese Arbeit sprachwissenschaftliche Grenzen und erweitert sich, freilich von einem Punkte aus, zu einer mythischen Schau über den Bereich des Indogermanischen.

Noch näher als dieses Werk muß uns das dritte Buch Ginterts über den arischen Weltkönig und Heiland stehen; in ihm hat auch der Bereich des Indogermanischen festere Gestalt gewonnen. „Den Indogermanisten interessierte gerade die langsame, ununterbrochen aufsteigende Linie der Entwicklung, mit der ... das Denken des Ariers sich verfolgen ließ." Für die Verfolgung dieser Linie standen dem Verfasser bereits die Ergebnisse der berühmten Ausgrabungen von Boghazköi in der Nähe von Ankara zur Verfügung. Hier, im alten Hethiter-Reich sind „neben einheimisch-hethitischen und babylonischen Gottheiten zu Zeugen der Abmachungen Mitra, Indra und die Nasatya angerufen, und so tauchen hier im Herzen von Kleinasien aus so alter Zeit Namen von Gottheiten auf, die uns seither in dieser Lautgestalt ihrer Namen und in diesem Zusammenhang nur als vedische, als indische Götter bekannt waren". Und diese indischen Götter rücken somit immer näher an Europa heran. Gintert verfolgt nun, durch diese Erkenntnis angeregt, den Gedanken an den „arischen Weltkönig und Heiland" in vorgeschichtliche Zeiten zurück und gelangt dann auch seinerseits zu Ausdeutungen bestimmter schwedischer Felszeichnungen. Der Verfasser kommt dann S. 165 zu folgendem Schlusse: „In vorgeschichtlicher Zeit saßen zusammenhängende indogermanische Stämme, die keineswegs die Fühlung miteinander verloren hatten, in einem einheitlichen Gebiete, das von Schweden über Deutschland, Süddeutschland, dem Kaukasusgebiete bis nach Iran und dem

Abbildung 1. Die größere, 1843 gefundene, Nordendorfer Spange mit der Runenschrift: AWA LEUBWINI und (auf dem Kopf stehend) LOGATHORE WODAN WIGITHONAR. Nach Edmund Weber, Runenfunde, 1941, nimmt man anstelle der seit fünf Jahrzehnten geltenden Erklärung „Die Heirat erlöste Wodan, welche Dounar!" drei Götternamen an: „Logathore, Wodan, Wigithonar". Die Spange stammt nach W. Krause aus der 1. Hälfte des 7. Jahrhunderts.



Panjab reichte. Die dem vedischen Varuna-Savitar zugrunde liegende Vorstellung von einem Weltkönig und Weltmagier scheint mir aus diesem Gebiet durch literarische und prähistorische Zeugnisse nachgewiesen."

Günterts Buch ist eine Abfrage an die Mondmythologie – und zugleich an die „panbabylonistischen“ Bestrebungen. Die Beeinflussung der Arier durch den babylonischen Kulturkreis, den Güntert für die Zahlenrechnung zugibt, lehnt er für das religiöse Gebiet ab: „Der Babylonier freut sich am Himmel, weil er ihm zu zählen und zu rechnen gibt, ... der Arier empfindet gefühlsmäßig das Un – meßbare, Un – zählbare, Un – endliche im Kosmos.“ Im gleichen Sinne wie Güntert, vielleicht noch etwas schärfer und zielsicherer, tastet Bernhard Schweitzer in seinem Herakles-Buch nach dem germanischen Norden. Er verwirft die von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff ausgesprochene Ansicht, daß Makedonien die Heimat der Herakles-Sage sei: „Durch die älteste Herakles-Sage weht ja überhaupt wie durch das ganze Dorertum der Hauch einer nördlicheren Heimat, als es die Balkanhalbinsel ist.“ Durch das ganze Buch (schon im ersten Kapitel über die Doppelgänger in nachkretischer Zeit) geht dieser nordische Zug. Es ist aber unmöglich, hier auf Einzelheiten einzugehen; darum seien aus den Schlussbetrachtungen nur der erste und die letzten Sätze wiedergegeben: „Herakles ist vom gleichen Stamme wie Indra und Thor, Rama und Rusem, Siegfried und Beowulf“ ... „Unzählige Fäden verknüpfen noch die dorische Sage, die am letzten von allen griechischen Mythen vom Norden eingewandert ist, und ihren Helden Herakles mit der nordischen Seele, der Not ihrer Einsamkeit und ihrem Gottsuchertum. Es bleibt ein kostbares Unterpfand für die innerliche Verwandtschaft des germanischen mit dem hellenischen Geiste und für das unstillbare Sehnen, nach jenem Glück zu suchen, das nur einmal ein kleines Volk verwandten Blutes gefunden hat.“

Güntert wie Schweitzer sind somit von Indien, Persien und Griechenland aus zu dem germanischen Norden ältester Prägung vorgestoßen. Wenn nun eine zweite Forschung den Weg ebendahin von der stärksten Ausprägung nordischer Mythologie, nämlich von der Edda aus unternimmt und dabei zu gleichen Ergebnissen gelangt, so ist an der Stichhaltigkeit dieser Ergebnisse nicht mehr zu zweifeln. Diesen zweiten Weg hat Otto Elgfrid Neuter mit seinem Werke „Das Nisfel der Edda und der arische Urglaube“, 1. Band, 1. Auflage 1921, 2. Auflage 1922; 2. Band 1923, beschriftet. Er hat auf dem Gebiet germanischer und allgemein-arischer Weltanschauung den Standpunkt eingenommen, den sieben bis acht Jahrzehnte vor ihm Element, Wilhelm Lindenschmit und andere für das geschichtliche Gebiet vertreten haben, nämlich: die Entwicklung von heimischer Erde aus zu gestalten. Die Übereinstimmungen zwischen ihm und Günterts Werke von 1923 sind teilweise so auffallend, daß man annehmen möchte, der erste Band seines Werkes habe bereits auf Güntert eingewirkt. Aber es ist ja eine in der Geschichte der Geisteswissenschaften (und nicht nur hier) oft beobachtete Tatsache, daß bestimmte Gedanken zu gleicher Zeit an verschiedenen Stellen zutage treten. Auch Neuter geht von den Boghazköi-Funden aus, und zwar von Emil Forsters Mitteilungen über sie; er kommt zu dem Schlusse, daß Thracien die vermittelnde Rolle zwischen dem germanischen Norden und dem fernen Südosten spielt, so auf S. 9 und dann auf S. 136 des ersten Bandes (2. Auflage): „In Thracien berühren sich Deutschland und Indien; dies uralte arische Land ist Ausgangspunkt der gesamten südardischen Glaubenswelt. Von ihm aus erhalten Orpheus, Hesiod, Pythagoras, Platon und die großen hellenischen Tragiker ihre geistige und gottähnliche Nahrung: Thracien ist der Ausgangspunkt des phrygischen Gottesdienstes der Guten und Großen Mutter, der die ganze Welt huldigte.“ Um diesen Feststellungen Neuters noch eine besondere Stütze zu geben, sei erwähnt, daß

Thracien und seine Glaubenswelt schon vor mehr als hundert Jahren eine bedeutende Rolle im germanistischen Schrifttum spielten. Ich erinnere an E. Karl Barth, „Hertha und über die Religion der Weltmutter im alten Deutschland“, 1828. Die „Hertha“ geben wir heute gern preis; aber was das Buch sonst enthält, ist immer noch der Beachtung wert. Diese „thracische Bewegung“, wie ich mich einmal ausdrücken will, ging wohl von Schellings Schrift über die Gottheiten von Samothrace, 1815, aus. Die überraschenden Übereinstimmungen zwischen thracischer und germanischer Welt haben gelegentlich dazu geführt, die Thracier zu Stammvätern der Germanen zu machen. Heute betrachten wir Thracien als eine „Kolonie“ der nordisch-germanischen Rasse.

Neuter ist der Gegenwart namentlich durch seine groß angelegte „Germanische Himmelskunde“ (1934) bekannt; die Vorarbeiten dafür liegen schon in den „Nisfeln der Edda“ vor. Wie er z. B. aus einigen Felsbildern astronomische Erkenntnisse ableitet, wie er ferner verschiedene Mythen an die Betrachtung des Himmels knüpft und sie dann durch die weite arische Welt verfolgt, ist höchst verdienstvoll. Er ist ein echter Nachkomme der Germanen, denen die Kenntnis des gestirnten Himmels seelisches Bedürfnis war.

Hat Neuter die germanische Götterwelt vor Einbruch des Christentums geschildert, so hat zu gleicher Zeit Erich Jung die Nachwirkungen germanischer Glaubensvorstellungen festgehalten in dem schönen Buche „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit“, 1922 (neue Auflage 1938). Sein Buch ist nicht zuletzt aus dem Wunsche entstanden, das deutsche Volk aus tiefer Niedergeschlagenheit nach dem Kriegsende 1918 wieder emporzureißen und es an die Quellen seines ureigenen Wesens zu führen. Unsere germanische Wissenschaft aber verdankt ihm reichste Anregungen.

Wir kommen nun zu der zweiten „Befruchtung“ germanischer Mythologie durch den Orient, für die das Zeitalter des Hellenismus in Betracht kommt. Diese Untersuchungen wurden angeregt durch Salins Werk über altnordische Tierornamentik, 1904, und zu ihm gesellte sich dann noch des Dänen Axel Olrik „Magnarök“, dänisch 1902 und 1914, in deutscher Übersetzung von Wilhelm Rauisch 1922 erschienen. Ganz auf den Orient ausgerichtet ist zunächst das Werk Gustav Neckels „Die Überlieferungen vom Gotte Balder“, 1920; dem Verfasser ergab sich „wider Erwarten und Neigung“, daß die germanischen Überlieferungen vom Gotte Balder Einfuhr aus dem vorderen Orient sind. Man vergleiche damit das Balder-Kapitel bei D. S. Neuter (2. Band, S. 200 ff.).

Ob man hier Richard Heinensteins „Iranisches Erlösungsmysterium“, 1921, einreihen darf, erscheint mir zweifelhaft. Es hat zwar zur Belebung der um den Orient spielenden Fragen beigetragen, zielt aber doch vornehmlich auf die Feststellung arischer Grundlagen der christlichen Lehre hin.

Den Anregungen Bernhard Salins und Axel Olriks folgen dann die Bücher Franz Noll Schröders „Germanentum und Hellenismus“, 1924, und „Altgermanische Kulturprobleme“, 1928. Von D. S. Neuters „Nisfeln der Edda“ meint der Verfasser, sie bekundeten an allen Ecken und Enden eine wahrhaft erstaunliche Unberührtheit von fast aller neueren germanistischen Forschung. Wie aber, wenn gerade diese Forschung in die Irre gegangen wäre? Nicht bedenklich ist in dem erstgenannten Buche die Auseinandersetzung mit Gustav Neckels Balderbuch. Schröder behandelt den Stoff in zwei Abschnitten: die germanische Schicht und die hellenistische Schicht der Balder-Vorstellungen. Für Schröder ist es

nicht zweifelhaft, daß die Germanen auf mannigfache Weise mit den antiken Kulturen in Berührung gekommen, ja nicht selten genaue Bekanntschaft mit ihnen gemacht haben. Dem kann man freilich nicht widersprechen. Aber es kommt hier noch eine andere Überlegung hinzu, die durch Hans Naumanns „Frühgermanentum“, 1926, und desselben „Wandlung und Erfüllung“, 1933, angeregt wird.

Zunächst: „Frühgermanentum“ müßte eigentlich „Spätgermanentum“ heißen, denn das Buch baut sich durchaus auf den schriftlichen Überlieferungen auf. Nur insofern ist der Titel berechtigt, als man aus diesem Rückschlüsse auf die geistige Haltung des wirklich frühen Germanentums ziehen kann. Dieses Buch hatte einen Vorläufer in der Arbeit Friedrich Panzers „Das germanische Merornament und der Stil der Stabreimepik“ (Germania, Korrespondenzblatt der Römisch-Germanischen Kommission, August 1921). Die hier geoffenbarte Übereinstimmung zwischen ornamental-künstlerischem und dichterischem Stil hat Naumann glänzend herausgearbeitet. Eine Steigerung über Salin hinaus bedeuten seine Worte: „Das große bosporanische Gotenreich in Südrussland, das daselbst mit wechselnden Geschicken vom 2. bis ins 4. Jahrhundert bestand und zeitweilig von der Ostsee bis über den Kaukasus, vom Don bis zur Donau, vom Ural bis zu den Karpathen reichte, hatte, wie mit immer größerer Bereitwilligkeit die Forschung anerkennt, als ein Ventil für den Zustrom hellenistischer und orientalischer, antiker und vorderasiatischer Elemente in geistiger, religiöser, sprachlicher, dichterischer, ornamental- und materieller Hinsicht auf die germanische Welt gewirkt.“

Das ist auch die Voraussetzung für sein späteres Werk „Wandlung und Erfüllung“; es war eine „neue Perspektive“ geschaffen, wie Naumann dieses Ergebnis schon 1925 in Kluthohns Deutscher Vierteljahrschrift genannt hatte. „Wandlung und Erfüllung“ – das will heissen, daß die Germanen das ihnen vom Orient her überkommene Gut in eine höhere, vergeistigte Sphäre gehoben haben. Naumann weist dies packend an verschiedenen Beispielen nach. Aber eines ist dabei zu bedenken: eine pädagogische Erfahrung lehrt, daß niemand etwas lernt, was nicht seinem inneren Wesen entspricht, und Plato sagte bekanntlich alles Lernen als ein „Erinnern“ auf. Wenn nun Werke wie diejenigen Günters und Schwelgers – vielleicht unbeabsichtigt – den germanischen Norden als Ausgangspunkt so mancher mythischer Vorstellungen anerkannt haben, so kann man daraus die Vermutung, ja sogar die Gewißheit schöpfen, daß den Goten am Schwarzen Meere nur etwas entgegengesetzten ist, was längst in ihren Herzen eine Stätte gefunden hatte, trafen sie hier doch auf Völker, die trotz vorgeschrittener Vermischung in der Oberschicht noch ihren arischen Charakter bewahrt hatten. Alle Überlegenheit in bezug auf die materielle Kultur sei den Völkern des Südens und Südostens gern zugestanden, aber:

„Hoch über der Zeit und dem Raume schwebt  
Lebendig der höchste Gedanke.“

Von den Büchern Otto Haulers „Der germanische Glaube“, 1926, und „Die Edda“ (undatiert) möchte ich annehmen, daß die in ihnen enthaltenen sternkundlichen Darlegungen durch Meuter, vielleicht auch durch Arthur Drews („Der Sternhimmel in der Dichtung und Religion der alten Völker und des Christentums“, 1923) angeregt wurden. Er verfolgt in dessen die sternkundlichen Erläuterungen in solche zeitlichen Tiefen, daß ich ihm dahin nicht zu folgen vermag.

Der germanischen Mythologie gedachte selbstverständlich auch das herrliche, von Hermann Nollau herausgegebene Sammelwerk „Germanische Wiederverstehung“, 1926. Gleichzeitig weckte Hans Hahn durch seine Schriften, „Vom deutschen Jahreslauf und Brauch“, „Die hallischen Jahreslaufspiele“ und „Edda-Spiele“ den Sinn für nordisches Brauchtum im Lichte der Edda. Diese Büchlein gingen vom Verlag Eugen Diederichs in Jena aus, der uns in der schon vor dem ersten Weltkriege begonnenen wichtigen Sammlung „Ehule“ erst den richtigen Einblick in die germanische Vorstellungswelt der Wikingerzeit verschafft hat.

Bereits 1925 begann die von D. Schnez herausgegebene Zeitschrift für Ortsnamenforschung zu erscheinen, die vor einiger Zeit das „Ahnenerbe“ in seine Obhut genommen hat. Auch dieser Zweig der Altertumsforschung erwies sich als ein Mittel, mythischen Quellen nachzuspüren. Zusammenfassendes bot 1929 Hermann Albert Priebe in seinem Buche „Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen. Neue Kunde aus alter Zeit“ – hier besonders das Kapitel „Heilige Stätten“ (S. 98 ff.). Bei der Erwähnung heiliger Stätten denken wir gern an die „Germanischen Heiligtümer“ Wilhelm Teubts, die 1936 in vierter, verbesserter Auflage erschienen sind. Wilhelm Teubt hat, wie bekannt, besonders die heiligen Stätten im Gebiete Detmolds durchforscht.

1929 wurde von Max Frander die Inschrift auf dem dem 2. Jahrhundert vor Ziv. angehörenden Helm von Regau (Stiermark) entziffert: „Harlagast Zetwa“ = „Harlagast beim Zeiwag“. Damit war der Name eines Gottes, des Himmelsgottes, der bisher nur sprachlich (als „Ziwag“) erschlossen war (vgl. Eugen Mogk in Hoops' Reallexikon der germanischen Altertumskunde unter „Ziv“ und Rudolf Much, Der germanische Himmelsgott, 1898, S. 29) urkundlich belegt, und zugleich war der Beweis erbracht für die Übereinstimmung nordgermanischen und südgermanischen Völkerglaubens in ältester Zeit.

Von den Runen, die ja nach altgermanischer Vorstellung (Edda, „Havamal“) mythischen Ursprunges sind, zu den Sinnbildern ist nur ein Schritt. Ihrer Erforschung hat sich besonders das „Ahnenerbe“ nicht nur in der Monatschrift „Germanien“, sondern auch in zahlreichen Werken angenommen. Sie zeigen deutlich das Nachwirken mythischer Vorstellungen in der Volkskunst und stellen durch diese die Verbindung mit der Vorzeit her. Wie auch hier wieder der Jahreslauf und das mit ihm verbundene Brauchtum zur Geltung kommen, ersieht man – außer in zahlreichen Arbeiten der Zeitschrift selbst – in mehreren Veröffentlichungen, so in der früheren Hans Stobels „Bauernbrauch im Jahreslauf“ und in der neueren J. D. Plassmanns „Der Jahresring“. Ein reicher Stoff ist in diesem leipzigerananten Buche zusammengetragen, so daß die ganze germanische und indoeuropäische Vergangenheit in ihren Beziehungen zur Mythe und zum Kult in ihm lebendig wird. Das alles ist mit dichterischer Einfühlungskraft gestaltet. Wichtig ist auch die Sammlung „Kleine Kostbarkeiten“, herausgegeben von J. D. Plassmann. Kommt hier auch zumeist nur vor- und frühzeitliche Kunst zum Worte, so fehlen doch auch die Beziehungen zu unserem Thema nicht, wie die Arbeit Walter Wüsts „Das Dreigesicht, ein Zeugnis arischen Sonnenglaubens“ beweist. Auf zwei Forscher, die über einen reichen, noch unveröffentlichten Stoff verfügen, sei hier besonders hingewiesen: auf Dr. Alfred Pfaff in Golln bei München und den jetzt in Hamburg lebenden Ostfriesen Menno Heiken Helmers. Dr. Pfaff hat eine große Anzahl alter und ältester Bauernkalender gesammelt, die er gründlich sowohl in ihren astronomisch-chronologischen Beziehungen als auch in den zahlreichen Sinnbildern, durch welche sie den Volkskundler erfreuen, untersucht

hat. Eine schöne Probe seiner Forschungen hat Dr. Pfaff in „Germanien“, 1938, Heft 7 und 8 gegeben („Vom heidnischen Symbol zum Heiligen-Attribut“); aber dies war nur ein kleiner Ausschnitt aus seiner umfangreichen Arbeit (\*). Menne Zeilen Helmers hat sich durch seine schön bebilderte Schrift „Einbilder alten Glaubens in ostfriesischer Volkstüm“, Aurich, 1938, bestens eingeführt; ein weit umfassenderes Werk aus seiner Feder, dem grundlegende Bedeutung zukommt, harret noch der Veröffentlichung.

Hier ist auch der Platz, des bedeutenden, Anfang 1941 verstorbenen Forschers Josef Strzygowski zu gedenken, dessen Werk „Spuren indogermanischen Glaubens in der Bildenden Kunst“, 1936, hier heranzuziehen ist. Strzygowski hat seit seinem großen Werke „Altai-Iran und Völkerwanderung. Tiergeschichtliche Untersuchungen über den Eintritt der Wälder und Nordvölker in die Dreihäuser geistigen Lebens“, 1917, eine Wandlung nach dem germanischen Norden vollzogen, von dem aus er das weite indogermanische Gebiet überblickt hat. Ein schöner Beweis dafür war das noch aus seinem Nachlasse, im Herbst 1941, erschienene Werk „Das indogermanische Ahnenerbe des deutschen Volkes und die Kunstgeschichte der Zukunft“. Es ist hier freilich unmöglich, alle Forscher zu nennen, die sich auf diesem Gebiete erfolgreich betätigt haben, ebenso wie es unmöglich ist, jedes einzelne Werk aufzuführen, das unser Schicksal über germanische Mythologie bereichert hat. Es kam mir vor allem darauf an, die einzelnen Strömungen, die sich hier geltend gemacht haben, auch die gegensätzlichen, aufzuzeigen. Über den äußeren Widerstand, den die germanische Mythologie in der Öffentlichkeit erfahren hat, klagt Martin Nind in dem Geleitwort zu seinem tiefdringenden Werk „Wotan und der germanische Schicksalsglaube“, 1935: „Sollte es nicht zu denken geben, daß gegenüber den jährlich nach Tausenden zählenden Neuererscheinungen über jüdisch-christlichen Gottesglauben die letzte deutsche Gesamtmonographie über Wotan aus dem Jahre 1855 stammt und diese wohlgemeinte, aber mit ganz unzulänglichen Mitteln unternommene Arbeit Wolfgang Menzels im gesamten deutschen Schrifttum vor- und nachher den einzigen Versuch darstellt, das rätselhafte Wesen eines Gottes, in dem sich das Schicksal einer Rasse, unserer Rasse, entschieden hat, vielseitig aus der zerstreuten Überlieferung zu beleuchten? Schlaglichtartig zeigen solche Tatsachen, daß der Niedergang des Forschens auf diesen Gebieten seine Hintergründe hat und nur ein Merkmal des Kampfes darstellt, der heute so gut wie vor hundert und tausend Jahren gegen ebbisches Welttum geführt wird.“

Das ist gewiß richtig, aber ich sehe die Widerstände noch in einer anderen Richtung. Handelte es sich nur um eine innere Abneigung gegen unsere Vorzeit überhaupt, hätte sich unsere Vorgeschichtsforschung nicht eines solchen Aufschwunges seit mehr als hundert Jahren erfreuen können, eines Aufschwunges, der heute schon zu stark gesicherten Ergebnissen geführt hat. Der Vorgeschichtler hat mit stofflichen Dingen zu tun, die die Ausdeutung erleichtern, während der Mythologe nur zu oft darauf angewiesen ist,

„mit leisbeweglichem Gefühl den Geist  
in seiner flüchtigsten Erscheinung“

zu erfassen. Der alte Friedrich Creuzer hatte gewiß recht, als er meinte, zum Mythologen müsse man geboren sein. Das hat Martin Nind bewiesen, dessen Wotans-Darstellung sich zu einer germanischen Mythologie erweitert. Aus diesem geistigen Grunde – und nur aus ihm

\*) Zu meiner Freude erfahre ich, daß dieses Werk demnächst im Ahnenerbe-Stiftung Verlag herausgebracht wird.

– erklären sich die noch heute zwischen einzelnen Mythologen bestehenden Gegensätze. Widerspruch war z. B. die Aufnahme, die Hermann Schneiders Werk „Die Götter der Germanen“, 1938, gefunden hat. Und als gleichzeitig das Werk Friedrichs von der Leyen mit dem gleichen Titel herauskam, da urteilte Jan de Vries (Verfasser eines zweibändigen Werkes „Altgermanische Religionsgeschichte“) in der „Geistigen Arbeit“ vom 20. Dezember 1938: „Ich darf wohl sagen, daß ich in fast allen Grundfragen der altgermanischen Religion anderer Ansicht bin als von der Leyen“; ein unüberbrückbarer Abgrund kasse zwischen seiner und v. d. Leyens Darstellung. Das liegt zum guten Teile daran, daß v. d. Leyen die altgermanische Glaubenswelt unter keltischen Einfluß stellte.

Eine weitere Schwierigkeit bietet die Frage: wie soll man die germanische „Religion“ erfassen? „Religion“ bedeutet „Rückbindung“. Eine solche Bindung seinen Göttern gegenüber hat der Germane kaum gekannt. Begriffe wie „Demut“ und „Gnade“ sind ihm fremd – wenn auch der wohl einzig dastehende Bericht des Tacitus über den Kult der Semnonen (Germania, Kap. 39) dem zunächst zu widersprechen scheint. Dieser Bericht kann nur so verstanden werden, daß der „regnator omnium deus“, der „allwaltende und entscheidende Gott“, als der alle anderen Erscheinungen überragende indogermanische Himmels-gott angesehen wurde. Vor Buchwidmungen, wie sie im 18. Jahrhundert häufig waren („Ich ersterbe in tiefster Devotion als Euer Excellenz alleruntertänigster Knecht“), würde der Germane alter Zeit sich schauernd abgewandt haben. Schon diese Haltung hat damals neben den von Martin Nind genannten Gründen das wahre Verständnis germanischer Vorzeit verhindert. Heute kommt für die germanische Mythologie alles darauf an, ohne auf eine vergleichende Mythologie zurückzugreifen, den indogermanischen Zusammenhang im Bereiche der Gottesvorstellungen zu erkennen, wie ihn schon 1904 Karl Schirmelisen klar erkannt und neuerdings J. B. Hauer in der „Glaubensgeschichte der Indogermanen“ herausgestellt hat. Erst aus diesem größeren Bereiche wird das urtümliche Walten germanischen Geistes offenbar.

Diese Erkenntnis leuchtet besonders aus dem jüngst erschienenen Werke Walter Wüst „Indogermanisches Bekenntnis“ hervor, einer Sammlung von Vorträgen, unter denen hier namentlich der bereits 1939 im Archiv für Religionswissenschaft veröffentlichte „Von indogermanischer Religiosität – Sinn und Sendung“ heranzuziehen ist. Ungeheuer reich erscheint hier der Kreis aller derer, die sich um die Lösung letzter Fragen auf dem Gebiete der Mythologie, der Religion oder der Religiosität bemüht haben; unter ihnen finden sich freilich auch solche, die noch nicht bis zum Kern des Problems vorgestoßen sind. Aber allen widerstreitenden Meinungen steht nach Wüst die Erkenntnis, daß es „ein ununterbrochenes Fortleben heiliger Gedanken auf allen Gebieten der Religiosität bis in unsere Tage und, so das Schicksal will, bis weit darüber hinaus gibt, Gedanken, auf die wir stolz sind und die wir ehrfürchtig wiederzuerkennen und wiederzubehalten suchen: uraltes Ahnenerbe. Ob das Märchen oder Einbilder, Zühregefallen oder Brauchstümer sind, sie sind jedenfalls als Kulturwerte ewig, unvergänglich, weil sie aus unserem Blute, aus unserem Lebensraum und aus unserer Urgeschichte gezeugt sind“. Dieser Lebensraum umfaßt aber das ganze mit unserer, der nordischen Rasse untrennbar verbundene Indogermanentum.

Wie weit das hier genannte Archiv für Religionswissenschaft Fragen dieser Art offen steht, erfährt man z. B. aus wichtigen Beiträgen zur Geschichte germanischer Mythologie und Religion, die R. J. Merkel in den Jahrgängen 1937 und 1939 veröffentlicht hat.

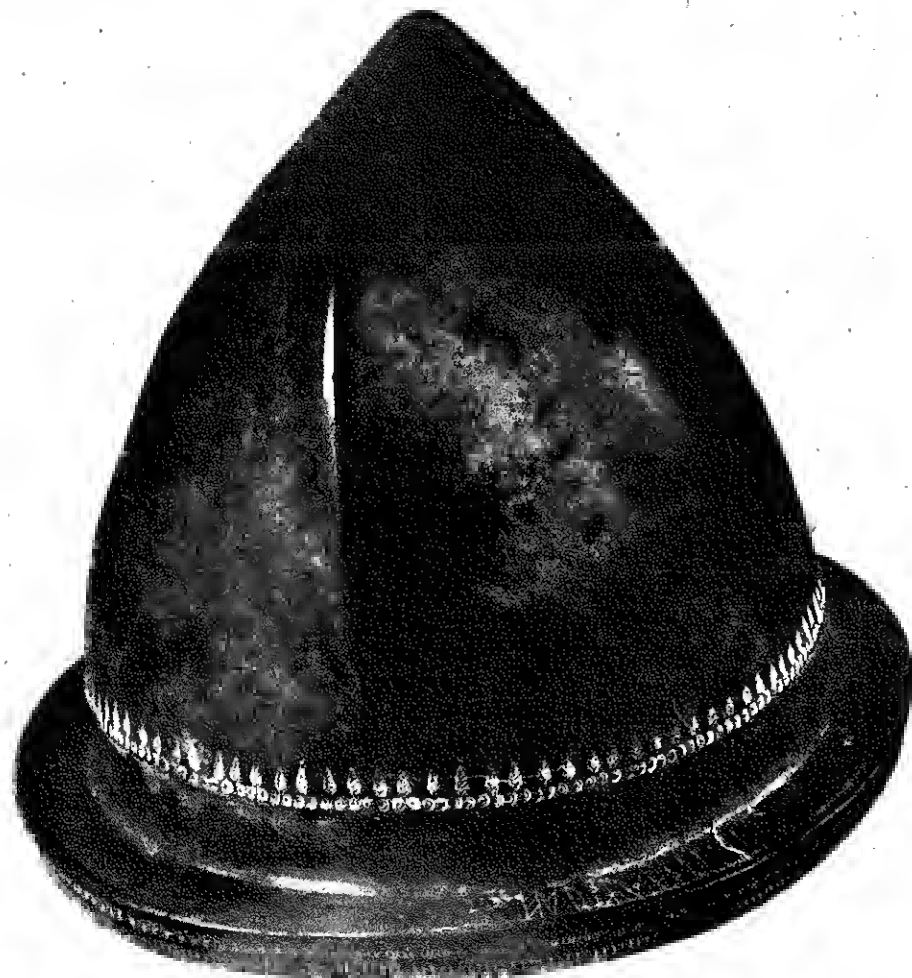


Abbildung 2. Die Innenschrift des Helms von Negau (Steiermark): Harigasti Teiwa — Harigasti dem Zehnag. Aber die verschiedenen Altersbestimmungen der Inschrift (4. bis 2. Jahrhundert v. Zm.) vgl. H. Krug, *Handbuch der Numismatik*, 1935, S. 78-80. Die Annahme Krugs, daß es sich hier um germanische Sprache in nordgermanischem Gewande handelt, und sonstige Entlehnungshypothesen für die Innenschrift sind umstritten.

Auch ich hatte hier nur über die germanische Mythologie berichten wollen, und so mag zum Schluß noch festgestellt werden, daß Jan de Vries das wenigstens von der Leyen zugestanden hat, daß er in dem wichtigsten Punkte mit ihm übereinstimmt: in der Ehrfurcht und der Liebe für die alten germanischen Überlieferungen. Diese Ehrfurcht und diese Liebe für unsere germanische Mythologie werden immer wieder angespornt durch ein Werk wie die *Deutsche Mythologie* Jakob Grimms, die tausendfältigen Segen spendet, wie vor hundert Jahren, so für heute und für immer. Darum war es sehr zu begrüßen, daß 1939 eine von Karl Hans Strobl besorgte Volksausgabe des unsterblichen Werkes erschien. Ist diese auch gegenüber dem Originalwerke etwas gekürzt, so trägt sie doch dessen wesentlichen Glanz in ferne Zukunft hinein.

### J. D. Plassmann / Vom germanischen Kaisertitel

Von jenem blutigen Tage am 10. August 955, an dem Otto I. auf dem Lechfeld bei Augsburg das Ungarnheer vernichtete, berichtet der altfriesische Geschichtsschreiber Widukind von Corvey im III. Buch, 49. Kap. seiner *Sachsengeschichte*:

Triumpho celebri rex factus gloriosus ab exercitu pater patriae imperatorque appellatus est — „Im feierlichen Triumph hochberühmt geworden, wurde der König vom Heere als Vater des Vaterlandes und Imperator ausgerufen“ — so kann man ungefähr übersetzen, aber die Übersetzung zeigt schon, wie schwierig eine richtige Deutung dieser Stelle ist, die denn auch eine ungemein zahlreiche Literatur hervorgerufen hat (1), aber trotz Edmund Stengels grundlegender Untersuchungen immer noch eine ganze Reihe von Fragen offen läßt. Man hält sie für „aufgebaut und konstruiert auf der dem Verfasser bekannten altrömischen Sitte der Imperatorischen Akklamation des siegreichen Feldherrn“ (2). Und doch muß man zugeben, daß ein so bedeutungsvolles Ereignis in diesem Zusammenhange nicht einfach eine freie Erfindung Widukinds sein kann, zu dem Zwecke, dem Kaisertum Ottos eine von der römischen Ordnung unabhängige nationale Herkunft zuzuschreiben (3). Aber welcher wirkliche Vorgang sich hinter diesem kurzen, mit antiken Begriffen verballten und eng an ein altrömisches Vorbild angelehnten Bericht verbirgt, dieser Frage ist man bisher kaum näher gekommen. Ich will versuchen, ob nicht von der germanischen Altertumskunde her sich eine Spur nachweisen läßt, die zu einem Verständnis des Vorganges führt.

Man kann den kurzen Bericht Widukinds nicht von einem früheren trennen, in dem er ganz ähnliches von einer angeblichen Kaiserausrufung Heinrichs I. nach der Schlacht bei Riade erzählt; also auch hier im Anschluß an die schicksalsschwerste Schlacht, die der König ausgesocht hat. Ein innerer Zusammenhang ist schon damit gegeben (I. 39):

Deinde pater patriae, rerum dominus imperatorque ab exercitu appellatus famam potentiae virtutisque cunctis gentibus et regibus longe lateque diffudit — „Indem er dann vom Heere als Vater des Vaterlandes, Herr der Dinge und Imperator ausgerufen wurde, breitete er den Ruf seiner Macht und Stärke weithin bei allen Völkern und Königen aus“. Auch hier wieder eine Reihe von Benennungen, deren zweifellos antike Vorbilder einen dichten Schleier um die germanische Wirklichkeit hüllen, die auf dem Schlachtfelde an der Unstrut lebendig war. Der ältere Bericht erscheint farblos als der jüngere, und das hat zu der Auffassung geführt, ihn für unglaubwürdiger zu halten als den vom Lechfeld (4). Im Ganzen ist jedoch in beiden fast das gleiche gesagt: der siegreiche König wird zum pater patriae und imperator ausgerufen. Heinrich erhält aber noch einen Titel: rerum dominus, der auffällender Weise bei Otto fehlt. Eine nähere Prüfung gerade dieser Wendung wird uns noch zeigen, worin dieser Unterschied begründet ist. Aber auch die Bezeichnungen Imperator und Pater patriae werden öfter und in verschiedenen Zusammenhängen verwendet, und nicht immer mit dem gleichen Sinn. Vielleicht können wir gerade aus der verschiedenartigen Anwendung ihren verschiedenartigen Sinn erschließen und so hinter der lateinischen Stilphrase eine greifbare germanische Wirklichkeit erkennen.

Das gilt vor allem für das Wort Imperator. Es wird schon in den Teilen von Widukinds *Sachsengeschichte* gebraucht, die rein sagenhaft sind und wahrscheinlich die unmittelbare Wie-

bergabe eines alten Heldenliedes enthalten; in der Geschichte vom Untergang des Thüringerreiches unter König Irminfrid (I. 9). In der Botschaft, die der Franke Thiadrik an Irminfrid schickt, läßt er ihm sagen, er betrachte sich ihm gegenüber non imperatorem, sed propinquum – nicht als Oberlehnsheeren, wie man zutreffend übersetzt hat (5), sondern als Verwandten. Diese Bedeutung von Imperator erklärt zwanglos auch eine andere Stelle (I. 35): frater erat (Wenzel) tamen Bolizlawi, qui, quamdiu vixit, imperatori fidelis et utilis mansit. Man hat dies Imperator statt auf Heinrich auf Otto beziehen und eine spätere Einschlebung daraus herleiten wollen (6), da aber Boleslaw einfach seinem Lehnsherrn Heinrich die Treue hielt, so ist die Beziehung auf einen „Kaiser“ gar nicht nötig. Zudem bezieht sich gerade die Formel fidelis et utilis mansit, er verblieb treu und nützlich, ausdrücklich auf die Wahrung der Lehnstreue und kommt öfter in diesem Zusammenhang vor; II. 11 von dem älteren Wichmann: pacem fecit cum rege . . . et utilis ac fidelis in sinem permansit; II. 27. von Immo: ac deinceps fidelis et utilis permansit, und III. 5. sogar von Hugo von Flandern: manus dedit iuxtaque imperium regis pactum inuit utilisque proinde permansit – er ging an die Hand (7), schloß dem Befehl des Königs gemäß Frieden und verblieb ihm fortan „zu Frommen“. So dürfen wir das ungewöhnliche utilis wohl übersetzen, und das weist uns zugleich den Weg zu dem alt-sächsischen Urbild, das diese lateinische Formel hatte: (heban-) kunige ne wirdit furdor te frumu (Heliand 2511), „nicht wird er dem Könige fürder zu Frommen“; furdor te frumu ist wörtlich proinde utilis (8). Das Gegenstück zur Vasallentreue ist die Milde des Oberlehnsheeren, des Imperator, also die clementia imperialis, die I. 10 denn auch dem Thiadrik zugeschrieben wird.

Wie steht dem mildi mundboro zu, und so heißt es in ganz ähnlichem Zusammenhange im Heliand (1981): williu ik imu an reht wesam mildi mundboro. In der Tat möchte ich in dem Imperator in diesem Sinne das germanische Mundboro wiedererkennen, das eine ganz entsprechende Bedeutung hat, wenigstens in bestimmten Beziehungen (9). Es kann deshalb leicht mit Imperator wiedergegeben werden, weil es im Sprachgebrauch des Heliand in so gehobener Bedeutung erscheint, daß es nur auf Gott und Christus angewandt wird (10). Ganz entsprechend wird Gott von Wlufkind zweimal als Imperator bezeichnet: summus imperator (I. 1) und caelestis imperator (I. 34). – Die gleiche Bedeutung dürfte es haben, wenn noch einmal, und zwar an einer im Halbschatten der Sage liegenden Stelle, Heinrich I. als Imperator bezeichnet wird; nämlich I. 25 in der Abschiedsrede, die Konrad I. an seinen Bruder Eberhard hält: ipse enim vere rex erit et imperator multorum populorum – denn er wird wahrlich ein König sein und ein Herrscher über viele Leute (11). Sicher soll hier Konrad nicht ein künftiges Kaisertum Heinrichs prophezeien, sondern eine herrschende Stellung in dem genannten Sinne; man könnte imperator multorum (populorum) in managaro mundboro (Heliand 378. 535. 2938) wiedererkennen.

Scheiden wir diese ziemlich genau zu umreißen Bedeutung des Imperator als Oberlehnsheeren (mundboro) aus, so ergibt sich als zweites, entsprechend der wechselnden Bedeutung von Imperium, die Bedeutung als Feldherr, die dem heritogo entsprechen mag. Er ist in diesem Falle Träger des militärischen Oberbefehls, wie das Imperium III. 52 auf den jüngeren Wichmann angewandt wird. (12) Heinrich und Otto aber werden beide in entscheidender Kriegslage als Imperator bezeichnet, was in diesen Fällen nur „Feldherr, militärischer Führer“ bedeuten kann (I. 38, III. 49), denn sie reiten mitten in ihrer Gefolgschaft in den Ungarnkampf.

In beiden Fällen erfolgt nach dem Siege die feierliche Affkamation als Imperator – ist das Zufall, oder will der Geschichtsschreiber damit nicht doch eine wesentliche Wurzel der anschließenden Affkamation sichtbar machen? Und welche germanischen Ausdrücke hätten diesen beiden Bedeutungen von Imperator entsprochen? E. Stengel hat überzeugend dargelegt (13), daß bei den Angelsachsen der von Beda und Adamnan bezugte Kaisergedanke nicht etwa ein Zeugnis für ein lebendiges Fortleben von Formen des römischen Staatsrechtes sei. „Vielmehr spiegeln sie eine wichtige Epoche germanischer Verfassungsentwicklung wieder. Es hat schon in dieser Frühzeit des deutschen Staates ein germanisches Herzogtum gegeben, wenn nicht dem Namen, so doch jedenfalls der Sache nach. Dies Herzogtum hat dem vielföpfigen Völkerschaftsstaat der Frühzeit in der Person eines im Kriegsfall gewählten Heerführers zuerst die Spitze geschaffen, die sich nachmals zum festen Königtum härten mochte.“ Diese Entwicklung ist im angelsächsischen Königtum verhältnismäßig klar zu erkennen; vielleicht finden wir Spuren davon auch bei Wlufkind wieder, wenn wir in seinen lateinischen Wendungen den altsächsischen Kern erkennen können.

Vor den Schlachten von Mlade (I. 38) und Fugoburg (III. 49) redet der Imperator die Milites mit anfeuernden Worten an (exercitum exhortatus est – allocutus est socios); ganz ähnlich heißt es im Heliand (2553 f):

Thō sprak eft the adales man them erlun Da sprach der Edelgeborene zu den Gefolgs-  
tegenes, thiodan wid is thegnos . . . männern, der Herzog zu seinen Degen . . .

und Otto gebraucht die Anrede Milites mei, worin man wohl das altsächsische gisidos mina (Heliand 2388) wiedererkennen kann. Übrigens gebraucht der Heliand den thiodan mit kesar synonym: kesar fan Rāmuburg, riki thiodan, Kaiser von Romaburg, der mächtige Herzog. Unter den Titeln, die Heinrich in der Affkamation beigelegt werden, erscheint nun der rerum dominus als der am schwierigsten zu erklärende; denn er kommt in den antiken Affkationsformeln überhaupt nicht vor und hat nur zwei antike Vorbilder, die zudem ziemlich farblos sind (14) und nichts erklären, denn es hätte wenig Sinn gehabt, den siegreichen Heerführer als „Herrn der Lage“ oder „Herrn des Staates“ auszurufen. Das Fehlen in den antiken Formeln legt aber den Gedanken um so näher, daß es sich hierbei um einen germanischen Begriff handelt, der eine ganz besondere Eigenschaft Heinrichs bezeichnete, denn er trägt das rerum dominus geradezu als einen Titel. So in der Praefatio (gentis in qua ipse rerum dominus Heinricus primus regnavit), in der Affkamation von Mlade neben dem Imperator und dem Pater patriae, dann bei seinem Tode: defunctus est ipse rerum dominus et regum maximus Europae. Weiterhin bei der Krönung seines Nachfolgers, der nach der Ansprache Herigers a domino rerum olim designatus ist, und endlich an jener merkwürdigen Stelle, wo von den Wunderzeichen mehrere Jahre nach seinem Tode berichtet wird: mons quoque ubi ipse rerum dominus sepultus erat. Stillfälliger auffallend ist die dreimalige Hervorhebung des Wortes durch ipse, die nur ein einziges Mal fehlt: das macht fast den Eindruck, als wenn das ipse zum Titel selbst gehört hätte. Man könnte an einen „Selbstherrscher“ denken, und ich glaube in der Tat, daß ein ähnlicher Gedanke darin steckt, wie sogleich gezeigt werden soll; andererseits erinnert die Wortverbindung an das altsächsische drohtin self (Hel. 418 und viele andere) waldand selbo (Hel. 4702) und auch an das altenglische Hengest sylf (Sinnburg 17). Dieser Titel bezeichnet Heinrich sogar da, wo sein Name gar nicht genannt wird; andererseits

wird er seinem Sohn Otto nur ein einziges Mal beigelegt, und zwar bevor Widukind ihm den Imperatorstitel zuerkennt. Das legt den Gedanken nahe, daß der Titel, vom Vater ererbt, eine Art von Vorstufe zum Imperator ist, übrigens ist er auch hier wieder mit ipse verbunden: ipse denique dominus rerum, fratrum natu maximus optimus, inprimis pietate erat clarus (II. 36). Maximus optimus heißt er auch I. 41, wo er ebenfalls als der Älteste den jüngeren Brüdern gegenübergestellt wird (natu maximus optimus = is ferahes the furisto?); mit rerum dominus wird er hier also gewissermaßen als legitimer Erbe der väterlichen Gewalt und Haupt der Eudolfinger bezeichnet. Von einer entsprechenden Bedeutung ist aber in den spärlichen antiken Belegen nicht eine Spur zu finden; es drängt sich also der Gedanke auf, daß eine lateinische Stilphrase zur Wiedergabe eines germanischen Wortes und Begriffes entlehnt worden ist. Ein Hinweis mag sich in dem lateinischen dominus rei finden, das für einen Richter gebraucht wird (15); genauer werden die rerum domini als die Gefolgsleute des Königs oder Kaisers bezeichnet, die mit ihm in der Königshalle weilen (16), die Proceres Curiae. Der Zusammenhang, in dem Heinrich dieser Titel beigelegt wird, läßt nun doch in etwa erkennen, worauf er sich bezieht: der Stamm der Sachsen ist die gens, in qua ipse rerum dominus Henricus primus regnavit. Das dürfte bedeuten, daß Heinrich in Sachsen zuerst mit königlicher Gewalt geherrscht hat, was I. 17 ausdrücklich betont wird: primus libera potestate regnavit in Saxonia, „Heinrich hat erstmals in Sachsen unter Ausschluß jeder anderen Gewalt Königs- und Herzogsrechte allein ausgeübt“ (17). Damit war die erste Voraussetzung gegeben für das, was sich später in der Formel ausdrückte rex imperator in regno suo (18), für die nach E. Stengel (ebd.) vielleicht „jener alte hegemoniale Imperialismus als Vorbild und der römische Imperatorstitel abendländischer Könige als anregendes Muster gebient“ hat. Deutlich scheint aber Widukind mit der titelhaften Hervorhebung des ipse rerum dominus eine Vorstufe zum Imperator zu bezeichnen, worauf auch die Reihenfolge der Titel in der Affirmation von 933 hinweist. Da er libera potestate regnavit, so war er self-waldand, was m. W. nicht belegt ist, aber sinngemäß mit waldand selbo übereinstimmt. Aber vielleicht können wir der eigentlichen Bedeutung noch näher kommen.

Zu der libera potestas, den Königsrechten des Herzogs, gehört neben dem militärischen Oberbefehl vor allem die eigene Gerichtshoheit, ja sie ist ihre eigentliche Voraussetzung. Wenn dominus rei den Richter bedeutet, so weist dominus rerum ebenfalls auf diese Beziehung hin. Wörtlich und sachlich entspricht er dem altnordischen hingvaldi, wie der König neben einvaldi und folkvaldi genannt wird, als Herr des Things, der Gerichtsversammlung. Für die Funktion des obersten Richters hat das Altsächsische eine besondere Bezeichnung, thera saka waldan, das heißt „den Rechtsvorgang führen“ (19). Nach dem Heliand ist das ein Heiligsrecht des „Drohtin“ (3315 f.), wenn Christus mit dem Hinweis auf den jüngsten Tag seinen Jüngern verheißt:

thar ik allun skal	da werde ich allem
irminthiodun	Besamtvolke
dāmos adēlian,	Urteile zuerkennen,
than mōtun gi mid iuwom drohtine thar	dann dürft ihr mit euerm Oberherren dort
selbon sīttian	selber sitzen
endi mōttm thera saka waldan.	und dürft den Rechtsvorgang führen.

Waldand wird im Heliand fast immer für den obersten Herrn, Gott und Christus gebraucht, und entspricht dem biblischen dominus. Daraus ergäbe sich die Bezeichnung sakono waldand für den obersten Richter, begrifflich und sachlich mit dem dominus rei übereinstimmend, der Pluralform entsprechend mit dominus rerum wiedergegeben (20). Die Jünger sind bei diesem Bilde einer germanischen Gerichtsversammlung als die proceres curiae, die rerum domini (vgl. Anm. 16) gedacht, die im Namen des Königs das Richteramt ausüben.

Als rerum dominus ist Heinrich und Otto vor seiner Benennung als Imperator also der Inhaber der vollen Souveränität, und es bedarf für seinen Geschichtsschreiber nur des Anstoßes durch einen großen, beispielhaften Sieg, um ihm auch den einzigen darüber hinausgehenden Titel zuerkennen, und das ist der des Imperator. Es darf dabei nicht vergessen werden, daß beide Könige – so unsicher die Nachrichten über Klade auch lauten – in den entsprechenden Schlachten zum ersten Male als Heerführer nicht nur den sächsischen Heerbann, sondern eine Art von Reichsheer führen. Das ist eine sichtbare Erweiterung des Souveränitätsbereiches, die eine Steigerung des Titels auf den einzig noch möglichen Grad nahelegen konnte. Das würde ganz den gleichzeitigen Entwicklungen in Spanien entsprechen, wo in den Jahren 922, 939, 952 der Kaisertitel immer wieder „ein neues Echo militärischer Erfolge, gewonnener Schlachten“ ist (21), und in England bei Aethelstan und Cadgar, „die als erobernde Heerkönige eines wachsenden Reiches Kaiser hießen und sich nannten gleich ihren spanischen Vettern“ (22).

Es bleibt noch der pater patriae, zweifellos ein römischer Titel, wenn er auch in Rom keineswegs durch Affirmation übertragen wurde, ebenso wenig wie der rerum dominus. Ist also der Bericht Widukinds „offensichtlich aufgebaut und konstruiert auf der dem Verfasser aus antiken Quellen bekannten altrömischen Sitte der imperatorischen Affirmation des kriegreichen Feldherrn“ (23), so muß er den Inhalt derselben auf seltsame Weise aus den verschiedensten Quellen zusammengelaubt haben. Den pater patriae aber wendet er nicht nur auf Otto und Heinrich an, sondern schon auf Otto den Erlauchten, bei dem er bestimmt nicht an kaiserliche Würden und Affirmation nach römischem Vorbild gedacht hat: igitur patre patriae et inagno duce Oddone defuncto (I. 21). Darin liegt nichts als eine ehrende Bezeichnung für den Landesheeren, den Landesvater, die hier natürlich von antiken Beziehungen völlig frei ist. Ich kann mir dafür kein bezeichnenderes altsächsisches Wort denken als landes ward, was im Heliand vierzehnmal in Verbindung mit drohtin u. a. gebraucht wird; einmal ist er auch Gegenstand einer Huldbigung (3711, das Hoslanna): lobodun thana landes ward liudon menigi. Widukind gebraucht die Bezeichnung beim Tode seines Fürsten, auch bei König Heinrichs Tode heißt es: defuncto itaque patre patriae et regum maximo optimo Heinricho (II. 1), dagegen beim Tode Ottos: itaque defunctus est... imperator Romanorum, rex gentium (24). Auch hier fällt die Steigerung der Benennungen auf, die mit dem Wachsen der Stellung vom Großvater bis zum Enkel übereinstimmt, dem Hauptthema seiner Sächsengeschichte: Herzog Otto ist pater patriae et magnus dux, König Heinrich pater patriae et regum maximus optimus, Otto endlich imperator Romanorum, rex gentium.

Hat nun wirklich Widukind, dessen Wahrhaftigkeit sonst unbestritten ist, die ganze Huldbigung des Heeres „dem Sieger in der Lechfeldschlacht von 955 angebichtet“ (25) und somit aus politischen Gründen frei erfunden? Hat also ein Vorgang dieser Art, den er dann im Sinne einer antiken Kaiseraffirmation deutete, niemals stattgefunden, und wäre dann nachträglich

auch die Huldigung des Heeres nach Heinrichs Ungarnschlacht nach dem Muster der ersten Fälschung einfach dazu erfunden worden? Ich glaube kaum, daß er vor seinen Zeitgenossen, die doch legendenweise eigene Kunde von den Vorgängen haben mußten, mit einer solch plumpen Fälschung hätte bestehen können, wenn nicht ein Brauch dieser Art in der germanischen Wirklichkeit bestanden hätte. Ob dabei wirklich das Wort Kaiser gefallen ist, will ich zunächst dahin gestellt sein lassen. Für das feierliche Heldenlob nach siegreicher Schlacht gibt uns seine eigene Darstellung, wo sie von keiner politischen Absicht beeinflusst sein kann, doch eine Reihe von eindringlichen Beispielen. Das erste reicht in die sagenhafte Vorzeit des sächsischen Stammes zurück und bezieht sich auf Hathagat, den Führer der Sachsen in der blutigen Schlacht von Scheidungen 531 (I. 12):

Per triduum igitur dies victoriae agentes et spolia hostium dividentes exequiasque caesorum celebrantes laudibus ducem in caelum attollunt, divinum ei animum inesse caelestemque virtutem acclamantes, qui sua constantia tantam eos egerit perficere victoriam.

„So hielten sie drei Tage lang die Siegesfeier, teilten die feindliche Beute, begingen die Beistattung der Gefallenen und erhoben den Anführer zum Himmel, indem sie riefen, in ihm wohne göttlicher Geist und Himmelskraft, denn er habe sie durch seine Festigkeit dazu gebracht, einen solchen Sieg zu erringen.“

Die Sachsen, die diese Siegesfeier mit der Akklamation (acclamantes) des siegreichen Führers begehen, sind Helden, und das wird von Widukind noch ausdrücklich festgestellt; um so merkwürdiger ist in diesem Zusammenhang der *divinus animus* und die *caelestis virtus*, die einem heidnischen Helden zugeschrieben werden (26). Man könnte dabei an das nordische *ásmegin* denken, „die Seele eines Aseu oder eines Gottes mit ihren mächtigen Eigenschaften“ (27). Diese Erhebung eines Helden zu einer höheren Stufe menschlichen Wesens ist bis in die geschichtliche Zeit an den zeitgenössischen Helden Widukinds nachzuweisen; sie ist mit einer bestimmten Abstufung des Ruhmesgrades verbunden. Der *triumphus celebris* Ottos auf dem Bechfeld hat schon 943 einen Vorläufer, ebenfalls nach einem Ungarnsieg, den Berchtold erfochten hat (II. 34): *pugnans contra Ungarios victorque existens triumpho celebri factus est clarus*. Das muß mehr bedeuten, als daß er „durch einen überragenden Sieg berühmt geworden“ sei: der *triumphus celebris* setzt eine feierliche Heldenerhöhung voraus und könnte mit *signum* übersetzt werden, wie *triumphum capere* (Waltharius 1452) mit *signu neman* wiedergegeben ist (28). Auf dem Bechfelde ist Otto *triumpho celebri factus gloriosus*; gewiß ist der Anruf als Imperator der eigentliche Inhalt dieses *triumphus celebris*. Schon III. 8 ist Otto *plena victoria gloriosus factus*, und III. 43 lehrt er *victoria gloriosus* in die Heimat zurück. *Victoria gloriosus* dürfte *sigimari* wiedergeben, womit Gl. Lips. 828 *victor* übersetzt. In dem *factus* liegt aber offenbar mehr als nur der Begriff „berühmt geworden“, es muß heißen „zum Heldenruhm erhoben“, und zwar durch einen ausdrücklichen Akt der Heldenerhöhung. Denn diese widerspricht auch einer Anzahl seiner Mitkämpfer; III. 54 wird in den Bericht über Geros Auseinandersetzung mit Stolneff eine Bemerkung über Geros Heldenruhm eingeschoben: *Gero denique, olim multis gestis insignis clarus haberetur, iam tamen magnus ac celebris ubique predicabatur, eo quod Slavos qui dicuntur Uchri cum magnagloria cepisset*. Die Stufen des Heldenruhmes sind hier *clarus* und *magnus ac celebris*. Eine weitere Abstufung wird erkennbar aus III. 55: *ex hoc Hosed clarus et insignis habitus*. *Mercus tam famosi gesti donativum imperiale redditu viginti mansuum*, und II. 11: *ea pugna Tamma pincerna, multis*

*aliis rebus bene gestis olim famosus, factus est clarus*. Es ergeben sich die Abstufungen: *famosus*, *clarus*, *magnus ac celebris*, *gloriosus factus*. Dem entspricht eine ähnliche Abstufung in den altsächsischen Wendungen für den Heldenruhm: *famosus* für *gifrägi*, „bekannt, berühmt, wovon man spricht“ (*fama*), ags. *gefräge* (Beow. 55. 2480); *rebus bene gestis famosus* entspricht dann wörtlich Hel. 2976: *wärun is gödan werk ferran gifrägi*, wobei unter den *gödan werk* nicht die „guten Werke“ im christlichen Sinne, sondern die guten Taten im Sinne des Helden zu verstehen sind. Mit *clarus* wird sicher *mari* wiedergegeben, „berühmt, angesehen“. In *celebris ubique predicabatur* klingt wörtlich an Hel. 1274: *is lof is so wido managun gimärid*; *magnus ac celebris* mag *mikil endi mari* bedeuten.

Daß diese Rängeerhöhungen des Helden eine tiefere Bedeutung hatten, lehrt uns die Sagen-geschichte, denn wir treffen jenen Hosed nach Jahrhunderten in der *Thidreksaga* wieder, wo er unter dem Namen *Oslo* erscheint (das h ist *Spiritus lenis*). Seine beispielhafte Tat bestand darin, daß er, ein *vir militaris*, den *Stolneff* erschlug, und es ist einleuchtend, daß er als ein *clarus factus* sich in der *Wiltzensaga*, die so manches aus den Elanentfängen bewahrt hat, durch Jahrhunderte behaupten konnte (29). Das gleiche gilt für Gero, den *magnus ac celebris*, der als Markwächter Gere in das *Nibelungenlied* eingegangen ist (30). Ein Sieg über die Ungarn, den *antiquus hostis*, ist bei Berchtold und Otto die Voraussetzung für den *triumphus celebris* und das *gloriosum fieri*, dem wohl wörtlich das altsächsische *gidurid wesan* (Hel. 3319) entspricht, wie *gloria* durchweg mit *diurida* (ahd. *tiurida*, an. *dýrd*) wiedergegeben wird (31). Aus den zahlreichen Beispielen bei Widukind folgt doch wohl so viel, daß die Ruhm-erhöhung des siegreichen Helden nach einem beispielhaften Siege sich in der festen Form einer feierlichen Heldenehrung, vielleicht wirklich einer Art von Akklamation vollzogen hat. Dabei stehen die Heldenehrungen Heinrichs und Ottos in einer Reihe mit den anderen Beispielen; sie stellen den höchsten Grad der Ehrung dar. Kann man sie aus diesem Rahmen herausnehmen und für eine willkürliche Erfindung nach antiken Muster halten? Ich glaube es nicht. Die Erhöhung des Helden, die Glorifizierung (*diurida*) des Gefolgsherrn, in heidnischer Zeit in der Gottähnlichkeit gipfelnd, bedeutet in der politischen Wirklichkeit des 10. Jahrhunderts, den höchsten Rang zu erreichen, der einem Sterblichen beschieden ist: der *gloriosus factus* überragt alle anderen Helden und Könige. Und für diesen lag die Bezeichnung Kaiser wohl schon lange im germanischen Sprachgebrauch bereit, wie das Wort denn auch sprachlich sehr alter gemein germanischer Besitz sein muß (got. *kaisar*, an. *keisari*, ahd. *keisar*, afd. *keiser*, ags. *cásere*, af. *késur*) und wohl schon lange in der stehenden Formel mit *kuning* verbunden war. Das zeigen die angelsächsischen Urkunden, in denen das *rex atque imperator* als *cyning and casere totius Britanniae* in altenglischer Form mitten in die lateinische Urkunde gesetzt wird (32), womit *kuning* an *thesumu kësurdöma* (Hel. 605) zu vergleichen wäre.

Für den Sachsenfürsten gipfelt der Aufstieg vom *pater patriae* (Landesward) über den *rerum dominus* und den *regum maximus optimus* im Imperator, gleichlaufend mit seiner Erhöhung vom *clarus* über den *magnus ac celebris* zum *gloriosus*. Wenn diese Ruhm-erhöhung in der Akklamation als Endpunkt einer aufsteigenden Linie zum Ausdruck gebracht wird, so fehlt dafür jedes antike Vorbild. Dagegen ist es bemerkenswert, wenn in einer Quelle auch bei Karl das *gloriosus* gewissermaßen als Vorbedingung zum Kaisertitel, allerdings in römischer Prägung erscheint: *ut qui iam re ipsa rector et imperator plurimarum erat nationum, nomen quoque caesaris et augusti apostolica auctoritate gloriosus assequeretur* (33). Stengel (a. a. O.).

folgt daraus, daß Nothker gewußt habe, daß Kaiser und Feldherr an sich zweierlei sei. Aber werden in den beiden antithetischen Bezeichnungen, *rector et imperator* einerseits, und *caesar et augustus* andererseits nicht vielleicht die germanische und die römische Bezeichnung, der *kuning* endi *keisar*, *cyning* and *cásere*, und der *Caesar* und *Augustus* einander gegenübergestellt? Das liegt doch um so näher, als in den angelsächsischen Urkunden das *rector et imperator* oder die entsprechenden Bezeichnungen mit dem *cyning* and *cásere* synonym gebraucht werden. Dann wäre hier *imperator* schon nicht mehr der Feldherr, sondern in formelhafter Bindung der *keisar* im germanischen Sinne.

Wie dem auch sei, in dem *triumphus celebris* scheint mir eine Linie sichtbar zu werden, die aus der germanischen Überlieferung kommt; denn dem Ungarnsfieger Berchtold eine Affkamation nach antikem Muster anzubilden, wäre für Widukind doch völlig sinnlos gewesen. Wenn Beda zur Begründung des Kaisertitels seiner Angelsachsenkönige das Vorbild antiker Heerkaiser in Britannien heranzieht, und wenn aus Bedas Vorstellungswelt „der hegemoniale Kaisertitel des frühen Mittelalters entsprungen ist“, so bemerkt Stengel doch mit Recht, daß das nicht etwa ein Zeugnis ist für ein lebendiges Fortleben von Formen des römischen Staatsrechtes, sondern eine Fortentwicklung des germanischen Herzogtums der Frühzeit (34).

Und die Affkamation siegreicher Heerführer und Helden hat sich, so glaube ich, von den Zeiten der Schilderhebung bis in jene germanische Spätzeit erhalten, in der Widukind wurzelt, und in der das germanische Herzogtum, dessen letzte Entwicklungsstufe der *késur* war, wieder mit dem universalrömischen Kaisertum zusammentraf – zwei konvergierende Linien, die sich in der Vorzeit in dem Worte *Caesar* – *kaisar* schon einmal berührt hatten. Und wieder ist es, wie im Jahre 800 bei Karl, „das schillernde Wort *imperium*“ (35), in dem sich die hegemoniale Führerstellung des germanischen Königs mit dem Gedanken des universalen Kaisertums berührt; aber mehr noch das Wort *imperator* selbst, dessen verschiedenen Bedeutungen bei Widukind wir oben nachgegangen sind. Ja, wenn wir wissen, wie sich die Männer, denen wir die lateinischen Urkunden und Berichte verdanken, in dieser Hinsicht in ihrer eigenen Sprache ausgedrückt haben! So wird sich die Frage, ob das Wort *Kaiser* bei dem Heldenlob eines siegreichen Königs gebraucht worden ist, nicht mit Sicherheit entscheiden lassen. Wenn wir aber bedenken, daß es lebendiger germanischer Sprachbesitz war, daß bei den Angelsachsen der *imperator* nachweislich den *cásere* wiedergab, daß es in slavischen Formeln mit dem *cyning* verbunden war, so wird mir diese Möglichkeit doch zur vollen Wahrscheinlichkeit. Nehmen wir mit Stengel an (36), „daß es der germanische Gedanke des über viele Häuptlinge und Kleinkönige gebietenden Führertums ist, der in dem lateinischen Worte (*imperator*) zum Ausdruck kommt“, so muß dies doch ein germanisches Wort wiedergegeben haben. Und das kann bei Sachsen und Angelsachsen kaum ein anderes gewesen sein, als *késur* und *cásere*.

Daß uns die germanische Dichtung, von ihren Spuren bei Widukind abgesehen, etwas von einer solchen feierlichen Schilderhebung mit dem Kaiseranruf bewahrt hätte, ist an sich wenig wahrscheinlich; sie hält sich ja ganz im Bereiche des Persönlichen, das Völkische und erst recht das Politische ist ihr fremd. Und doch glaube ich, daß gerade die altfriesische Dichtung in ihrem einzigen größeren Denkmal, dem *Helland*, uns einen deutlichen Hinweis auf einen *celebris triumphus* erhalten hat; allerdings ist es, der ganz veränderten Umgebung gemäß, kein beispielhafter Sieg, der die Affkamation nach sich zieht, sondern ein beispielhaftes Wunder. Den Anstoß zur Einleitung einer solchen Königs- und Kaiseraffkamation, die sehr wahrscheinlich

aus dem poetischen Bestande des Dichters stammt, gab eine Stelle im Johannesevangelium. Es handelt sich um das Wunder der Brotvermehrung und den nur von Johannes berichteten Plan, Christus daraufhin zum Könige zu machen (Joh. 6, 14): *illi ergo homines cum vidissent quod fecerat signum dicebant: quia hic est vere propheta, qui venturus est in mundum. Jesus ergo, cum cognovisset, ut caperent eum et facerent regem, fugit. Aus dieser knappen Angabe hat der Dichter die Schilderung einer feierlichen Königs- und Kaisererhebung durch Zuzug gemacht, wobel er es sich sicher nicht entgehen lassen wollte, auch hier eine farbige Seite germanischen Lebens sichtbar werden zu lassen. Nachdem Christus 2869 bis 2877 als *wisa wársago* begrüßt wird, heißt es (2878 f.):*

alla gisprákan,	alle sprachen zusammen,
that hie wári wirdig	daß er wäre würdig
welono gihwilikes,	eines jeden der Reiche (37),
that hie erdriki	daß er die Erdenherrschaft
egan mósti,	besitzen dürfe,
widan weroldstól,	den welken Weltenthron,
nú hie sulik giwit habad,	„da er solche Weisheit besitzt,
só gróta kraft mid gode’.	so große Macht von Gott“ (38).
Thia gumon alla giwarth,	Es dünkte die Degen alle,
that sia ina gihóbin	sie sollten ihn erheben (39)
te hērosten,	zum Oberherrn,
gikurin ina te kuninge.	ihn führen zum Königl.

Der Inhalt dieser Schilderung wird anschließend noch durch das ergänzt, was die Widersacher nicht glauben wollen, nämlich (2889)

that all an is giweldi stēd,	daß alles in seiner Gewalt steht,
kuningrikio kraft	der Königreiche Macht
endi kēsurdómes,	und des Kaisertums,
meginthiodo mahal.	das große Volksgericht (40).

Von alledem steht in den Evangelien nichts; man sieht, wie sehr es dem Dichter zusagte, eine durch Zuzug erfolgte Königs- und Kaiserwahl zu schildern und damit den Sachsen ihren neuen Gott als Heerkönig nahe zu bringen. Die im Zusammenhang davon getrennte Formel *that all an is giweldi stēd, kuningrikio kraft endi kēsurdómes, meginthiodo mahal* gehört nun offensichtlich mit zur Aufzählung der Eigenschaften des neuen Königs. Das *kēsurdóm* ist hier Steigerung von *kuningrikio*; die Formel gibt die Vorstellung wieder, daß mit dem Kaisertum „die Oberherrschaft über eine Vielheit von Königen und Reichen“ (41) ausgedrückt wird. Dazu gehört als dritter koordinierter Begriff das *meginthiodo mahal*, wesentlich mit dem Geltungsbereich des Königs und Kaisers verbunden. Es ist der Vorstoß in der Versammlung der *meginthioda*; das heißt „aller unter einer und derselben Herrschaft vereinigten Volksstämme“ (42), kennzeichnet also die Stellung des Königs als *hingvaldi*, als Herr des großen Landesthings (mnd. *dinkward*). Man darf daran denken, daß König Heinrich neben dem *Imperator* auch als *rerum dominus* ausgerufen wird, und Otto ist es, der als König wiederholt die *universalis populi conventio* einberuft, worin ich nichts anderes sehen möchte, als

eine wörtliche Übersetzung von meginthiodo mahal. Die meginthioda entspricht in der Bedeutung der irminthiod, wie megin und irmin weitgehend synonym sind; wie irminsul die universalis columna ist (43), so ist irminthiod oder meginthioda der universalis populus. Die universalis populi conventio steht als große Volksversammlung neben dem conventus populi, der eher eine Heeresversammlung zu sein scheint, wie I. 36: cum conventus esset populi circa tentoria legati, womit hier nur eine Ansammlung der Krieger gemeint ist (meginthiodo gimang? Hel. 3908 u. a.). Auch wenn Heinrich convocato omni populo seine auf den Ungarnkrieg vorbereitende Ansprache hält (I. 38), so ist damit kaum etwas anderes als die wehrfähige Mannschaft gemeint. Um eine große Volksversammlung, ein Landesething mit allen Aufgaben eines solchen aber handelt es sich II. 10: exiit edictum a rege, ut universalis populi conventio fieret apud villam quae dicitur Stela, schon der Name des Versammlungsortes deutet auf eine Dingstätte (44). So findet auch auf der alten Dingstätte zu Fritzlar (45) ein universalis populi conventus statt (III. 16), die schweren gegen Erzbischof Friedrich erhobenen Vorwürfe verlangen die Verhandlung vor einer Vollversammlung, bei der denn auch der König den Vorsitz führt. Ähnlich ist die Lage bei dem universalis populi conventus bei Elma (III. 32) in dem Kriege zwischen Otto und Liudolf, wo die Anklage des Hochverrats verhandelt wird. Ganz friedlichen Charakter hat wieder der universalis populi conventus zu Mainz (III. 41); er ist celebratus, da er die Aussöhnung Ottos mit Sohn und Schwiegersohn bringt; und endlich der conventus populi in loco qui dicitur Werla, — dessen Name wieder auf eine Dingstätte deutet — coram principibus et frequentia plebis (III. 70). Er ist nicht universalis — vielleicht weil Otto selbst abwesend und nur durch einen Botsen aus Rom vertreten ist. —

Kuningrisko kraft endi kësurdomes, meginthiodo mahal, damit wird im Altsächsischen der Machtbereich des siegreichen Königs in feierlicher Verkündung umschrieben, wenn er zum härsten erhoben, zum König gekoren wird. Vom Staatsrechtlichen her mag der Imperator von 933 und 955 eine Eigenmächtigkeit Widukinds sein; von der germanischen Geschichte aus gesehen erscheint er mir als der Reflex einer lebendigen Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit ist Widukind sicher nicht unbekannt gewesen; er stand dem Leben von Heer und Gefolgschaft nahe genug, um Dinge zu sehen und zu hören, die wohl in den Kanzleien nicht notiert wurden. Vielleicht bedurfte er dazu auch nicht des Umweges über England, zu dem er sicher enge Beziehungen gehabt hat (46). Freilich erscheint dort bei ungebrogener literarischer Abarlieferung manches in Alt und Kunde, was in Altsachsen ungeschrieben blieb und mit dem Ende der germanischen Zeit verhallt ist. Dazu mag die Tradition des römischen Kaisertums gehört haben, von der hier vielleicht einige Spuren sichtbar geworden sind.

(1) Sie ist im wesentlichen verglichen bei E. Stengel, Kaiserstitel und Souveränitätsidee (Weimar 1939) 18, Anm. 2, und in seiner grundlegenden Untersuchung „Der Kaiser macht das Heer“ (1910), im folgenden abkürzend „Heerkaiser“ genannt; die erwähnte Schrift zitiere ich als „Kaiserstitel“. — (2) Kaiserstitel 7 und 18. — (3) Heerkaiser 264 f. — (4) Heerkaiser 263, II. 1. — (5) Widukind von Corvey, Zitiert nach von Lohmann-Hirsch, 11, II. 4. — (6) Vgl. Lohmann-Hirsch, 51 II. 5. — (7) Die hantrada, hanreichida ist der Akt der Basallenshuldigung, vgl. Grimm DWA. I 191; manus dare und ad manum conscribere (an hand bifellan) ist bei Widukind öfter belegt. — (8) Vgl. auch II. 36: usque in finem fideliter perduravit. — (9) Vgl. Lohmann-Hirsch, Walhallmänge im Heland (Königsberg 1896) S. 5, Wilmae Deutsche Altertümer im Heland (Marburg 1845), 2. Aufl. 1862, S. 68. — (10) Vgl. Vollst. Wörterbuch z. Heland (Göttingen 1925) 400. populi sind bei Widukind die Ludi, mit orientales populi gibt er östarrömi wieder. Stengel, Kaiserstitel 11 setzt den imperator multorum populorum neben den imperator plurimarum nationum (Karl); das ist hiernach nicht anständig. — (11) Die verschiedenen Bedeutungen von imperium bei Widukind werde ich in einem späteren Beitrag untersuchen. — (12) Kaiserstitel 22. — (13) Vergil.

Aen. I. 282: Romanos, rerum dominos, gentemque togatam. Tac. Hist. II. 78 bedeutet es „Herr des Staates“. — (15) Vgl. Heinichen, Lat.-Dt. Schulwörterb., 7. Aufl. (1903) 264 u. „dominus“. — (16) Du Gange, Glossarium, tom. II. 436 u. „comitatus“: Palatium, aula regis, locus ubi rex aut imperator moratur, seu ut definit Anianus ad I. 20: „ubi rerum domini fuerint“: a comitibus dictus, seu Proceribus, qui in aula commorabantur: sic enim Proceres Curiae appellatos supra ostendimus. — (17) Lohmann-Hirsch 27 II. 3. — (18) Vgl. Stengel, Kaiserstitel 43. — (19) Lohmann-Hirsch a. a. D. 36; vgl. auch Grimm DWA. 783. — (20) Mit sakono waldand nicht zu verwechseln ist sakwaldand, der Begner vor Gericht (Hel. 1469). Auffallend ist die ständige Verbindung von selbo mit saka waldan (ipsi rerum domini?). — (21) Stengel, Kaiserstitel 17. — (22) Stengel ebd. — (23) Stengel, Kaiserstitel 18, und die dort angegebene Literatur. — (24) igitur pater patriae defunctus würde wörtlich entsprechen Hel. 5658: sô thô the landes ward swalt, das sô wird mit igitur und itaque wieder gegeben. — (25) Stengel, Kaiserstitel 7. — (26) Das laudibus in caelum attollere ist anst. vgl. Callist Sat. 48: Ciceronem ad caelum tollere; von dem divinus animus und der caelestis virtus findet man dort aber nichts. Zu vergleichen wäre ashebbian sô höho, Hel. 2626. — (27) Gröndbeck, Kultur und Religion der Germanen I. 2.0. — „Wenn du wägst, so wägst mein äsmegil bis in den Himmel“ ruft Thor dem anschwellenden Sturm zu (Stalpa 18, 72); vgl. Gröndbeck a. a. D. — (28) Vgl. J. Grimm, Kl. Schriften V. 286. — (29) Vgl. B. Haupt, Zur niederdeutschen Dichtung, Sage (Palast 129, 1914) 88 f. — (30) Haupt a. a. D. — (31) Vgl. Wörterbuch 73. — (32) Die Stellen sind gleich bei Stengel, Kaiserstitel 4, Anm. 3 ff. — (33) Kaiserstitel 48, Anm. 1. Offenbar ist Karl nicht apostolica auctoritate gloriosus, er hat vielmehr als ein gloriosus den Namen des Caesar und Augustus durch die apostolica auctoritas erlangt; gloriosus ist er als rector et imperator plurimarum nationum. — (34) Kaiserstitel 21, vgl. oben Anm. 13. — (35) Stengel, Kaiserstitel 25. — (36) Kaiserstitel 49. — (37) welo heißt ursprünglich „Welt, Best, Reichthum“ (Vgl. 650), doch nimmt es schon im Heland die Bedeutung „Reich“ an, häufig mit hebanrîki und himirîki parallel gestellt, auch mit werold-rîki, was mit werold-welo synonym ist. Anschließendes darüber in meiner Untersuchung über das Imperium. — (38) Piper, Die altf. Bibeldichtung (Stuttgart 1897) S. 228 zu B. 2876, vermutet, daß vielleicht „mit göde“ (Güte, Treulichkeit) zu lesen ist. — (39) Piper a. a. D.: „der Sachse machte an die Erhebung auf den Schilb dabei denken“. — (40) Piper 229 zu B. 2891 meint: „meginthiodo mahal ist das Gericht über die Menge des Volkes, das jüngste Gericht“. Das glaube ich nicht; wie der Vergleich mit der universalis populi conventio zeigt, bleibt der Richter hier im Bereiche der germanischen Wirklichkeit, denn er führt fort: bithin ni welda die thuru thero manna spraka hebbian enigan hêrdem... weroldkuninges namon, „denn wollte er durch die feierliche Rede (Klammern?) der Männer seine Herrscherwürde, den Namen des Weltkönigs erlangen“. Der „Weltkönig“ ist auch kein biblischer Begriff, sondern wie in den Ausdrücken werold-kësar, werold-rîki u. a. nur eine tantologische Verästelung; vgl. S. L. Schücking, Untersuchungen zur Bedeutungslehre der angelsächsischen Dichtersprache (Heidelberg 1915) 101 f. — (41) Stengel, Kaiserstitel 43 und 49. Auch für den Ausbruch rex Otto et imperator in der von Stengel (Heerkaiser, S. 72) behandelten wichtigen Zelter Urkunde von 955 könnte eine solche Fälschung gewesen sein. — Die Wortstellung erinnert auffallend an kuningrisko kraft endi kësurdomes. Damit wird der historische Wert dieser Urkunde, die Otto im Jahre seines Ungarnzuges als Imperator bezeichnet, natürlich nicht vermindert; im Gegenteil, die Wahrscheinlichkeit einer nachträglichen Einfügung würde dadurch noch geringer. — (42) Lohmann-Hirsch a. a. D. 138, vgl. Vgl. 296. — (43) Die magensul, ich meino die den first treget (Staf 6, 187) ist gewiß identisch mit der Jeminsul; vgl. R. Meißner, Die Jeminsul bei Widukind von Corvey, Bonner Jahrbücher 139 (1934) S. 45. — Eitelmar spricht von der Volksversammlung das eine Mal als vom publico conventus (IV. 41 und VIII. 50), andere Male vom publicum colloquium (VIII. 6) und von colloquium de re publica (VIII. 54), also von Versammlung und Verhandlung. Beide Bedeutungen sind aber nur dem germanischen mahal gemeinsam. — (44) Edm. Schröder, „Der Name Werla“, Zf. des Harzvereins 48 (1935) stellt Stela mit Werla (Werloh) neben Markloh, als Stenlah ober Stenloh; loh bedeutet einen lichten Hain, Waldwiese oder Walddöle. Wer ist Mann oder Gefolgsmann; in Stenlah möchte ich eine mit Steinen umlegte Dingstätte vermuten. — (45) Fridesler — aus frida und iar zusammengesetzt? — (46) Vgl. Stengel, Kaiserstitel 30. M. Engel, Die politische Haltung Widukinds von Corvey (Sachsen und Anhalt 14, 1938) 38 vermutet eine in Deutschland hohendänische Kontinuität des kaiserlichen Kaisertums; wie mir scheint, mit vollem Recht.

## Die Zundgrube

Albert Hüb: „Die mich brennet, bete ich an!“  
Wie bedeutend die Sonne als Sinnbild noch heute ist, dafür ist einer der schönsten Belege an einem Hause in dem oberhessischen Orte Brandobersdorf erhalten. Dort befinden sich unter den Fenstern der Vorderfront des Hauses Nr. 31 (Besitzer Ludwig Weber) 4 hölzerne Brüstungsplatten, von denen eine eine menschliche Gestalt zeigt, die vor einer gestifteten Strahlensonne kniet. Um den Sinn ganz deutlich und für die, denen das Wissen um die Sinnbildsprache nicht mehr geläufig ist, erkennbar zu machen, steht im Bild noch der Spruch: „Die mich brennet, bete ich an!“ Die Platte ist zuerst 1910 von Artur Carius in seiner Dissertation über „Dynamit an oberhessischen Bauernhäusern“ (1) wiedergegeben, allerdings nur als Zeichnung und daher nicht ganz originalgetreu. Ein erklärender Text zu unseren Brüstungsplatten fehlt bei Carius, so daß ich mich um nähere Auskunft nach Brandobersdorf wandte und dort durch Herrn Lehrer Schmidt weitere Hinweise erhielt.  
Von den 4 Brüstungsplatten zeigen:  
1. Tafel 1 Wagnerwerkzeuge und die Inschrift: „Anno 1670 gelernt das Wagner Handwerk getrieben 19 Jahr“,  
2. Tafel 2 ebenfalls Handwerkzeuge und die Inschrift: „Die Muhl erbaut im Jahr Anno 1683 den neuen Graben verfertigt 1790“,  
3. Tafel 3 die Inschrift: „Ihre hochgräfliche Excellenz Kaiserlicher Camerprefectent Graff zu Leuningen Bestorff Schulzeis und Jager angenommen im Jahr 1695 Hans Michel Moser.“, dazu zwei Tiergestalten,  
4. Tafel 4 eine gestiftete Strahlensonne, davor eine knieende menschliche Gestalt; darunter

ein Zabelwesen, und die Schrift: „Die mich brennet, bete ich an“.  
Es befinden sich ferner noch zwei Schrifttafeln an dem Hause, davon eine mit der Jahreszahl 1707.

Unsere Brüstungsplatte Nr. 4 mit dem vor der Strahlensonne knieenden Mann und dem Zabelwesen ist wie die anderen Einkerbungen in einfacher, beinahe primitiver Weise gefertigt. Desto tiefer und aufschlußreicher ist ihr Sinngehalt. Er ist ein Beweis dafür, welche Bedeutung der Sonne als lebenspendender Macht innewohnt und welche Rolle sie im Leben des Menschen, hier des bäuerlichen Handwerkers, spielt. Auffällig ist auch, daß die Inschriften der anderen 3 Tafeln ebenso wie die 2 Schriftbänder am Haus neben christlichen Segensprüchen Daten aus dem Leben der Hausbesitzer u. ä. bringen, während Tafel 4 nur diesen auf die Sonne bezüglichen Sinnpruch aufweist. Sinnbild und Spruch ergänzen sich gegenseitig, der Spruch erläutert gewissermaßen die Bedeutung des Bildes. Die knieende Gestalt ist nur in Umrissen wiedergegeben, auffallend ist die zipfelförmige oder kapuzenartige Kopfbedeckung. Die nach auswärts gewinkelten Unterarme unterstreichen die „anbetende“ Stellung.

Wie eng auch hier Sinnbild und Brauchstum miteinander verknüpft sind, kann ich durch einen Beleg aus der Branche-Comté darlegen, den Paul Sébillot im 2. Band seiner französischen Volkskunde (2) erwähnt. Bei der Behandlung der Bedeutung des Wassers, vor allem des fließenden Wassers, im Volksbrauch, beschreibt Sébillot ein Opfer an den Flußgott, wie es in Boulligneux (Branche-Comté) noch zu Beginn des 19. Jhd. üblich war. Man bildete dort, „um sich von Fieber oder sonstiger Krankheit zu heilen, aus Stroh eine Art Sonne mit 6 Strahlen; diese brachte man auf eine Anhöhe und kniete sich vor sie gegen die aufgehende Sonne, sprach fromme



Abbildung 1 (oben). Brandobersdorf (Hessen). Vorderfront Haus Nr. 31 (Besitzer Ludwig Weber). „Anno 1670 gelernt das Wagner Handwerk getrieben 19 Jahr“ und Wagnerwerkzeuge. Aufnahme Kreisbildstelle Weblar.  
Abbildung 2 (unten). Brandobersdorf (Hessen). Vorderfront Haus Nr. 31 (Besitzer Ludwig Weber). „Die Muhl erbaut im Jahr Anno 1683 den neuen Graben verfertigt 1790“ und Handwerkzeuge. Aufnahme Kreisbildstelle Weblar.



Abbildung 3. Brandobendörfer (Heffen). Vorderfront Haus Nr. 31 (Besitzer Ludwig Weber). „Ihre hochachtungsvollste  
Ergelent Seelicherlicher Kammerpräsident, Graff zu Leuningen Besitbord Schultze und Jager angenommen im Jahr  
1695 Hans Michel Moser“, dazu zwei Tiergestalten (Pferd und Kuh?). Aufnahme Kreisbildstelle Weimar.  
Abbildung 4 (unten). Brandobendörfer (Heffen). Vorderfront Haus Nr. 31 (Besitzer Ludwig Weber). Gefäßige  
Strahlenförmige mit flutender menschlicher Gestalt, darunter Zabelwesen, darüber Aufschrift „Die mich diennet,  
bete ich an“. Aufnahme Kreisbildstelle Weimar.

Gebete und suchte den nächsten Bach auf, in den man die Strohsonne warf; man mußte aber dabei sofort das Gesicht abwenden und nach Hause gehen, ohne sich umzusehen."

Hier haben wir also, wie im Bilde an unserm Brandobersdorfer Hause, im Brauch die gleiche „fließende Anbetung“ der Sonne und dazu noch als Verstärkung der Segenswirkung die Strohsonne, die in das fließende Wasser geworfen wird. Sonne, Sonnensinn, Bild und Wasser bilden beim Brauch die dreifache Wirksamkeit, der Sinngehalt jedoch ist der gleiche wie der des Sinnbildes und Sinnerpruches in Brandobersdorf.

Zur vollständigen Erklärung der Tafel 4 des Hauses Nr. 31 in Brandobornsdorf gehört nun noch das unter der Strahlensonne und der knienden Gestalt eingetriebte Jabeliwesen. Wir finden ein ähnliches an einem anderen Hause Brandobornsdorfs aus dem Jahre 1702 (Carius, a. a. O., Tafel 4, Blg. 98), ebenso zwei Kuh- oder pferdeartige Tiergestalten auf Tafel 3 des Hauses Nr. 31. Zu letzterer Darstellung schrieb mir mein Brandobornsdorfer Gewährsmann, Lehrer Schmlbt: „Es handelt sich um eine Kuh, die den Schwanz hebt und vor einem aufstäumenden Pferd etwas fallen läßt; im Volksmund erklärt man sich das so, daß der Erbauer des Hauses, ein Wagnermeister, einen fürstlichen Jäger beherbergte (einen Beamten der Herren von Zeiningen-Besterburg?), und daß die Kuh das edle Roß nun gleichsam zu Gastе бittet, wobei unter ersterer der Bauer, unter letzterem der Beamte zu verstehen sei.“ Ob sich mit dem Jäger und dem Roß (wenn es sich um diese Tiergattung überhaupt handelt, was bei der etwas unklaren Einkerbung schwer feststellbar ist) etwa noch andere Vorstellungen (Roß und Reiter!) aus altem Volksglauben verknüpfen oder verknüpft haben, konnte ich nicht ermitteln.

Die drachenähnlichen Fabelwesen lassen sich auch andernorts in Schnitzerei und Bildwerk

des Volkes auffinden, ohne daß sich damit allerdings genaueres über die Bedeutung der Brandobersdorfer Figuren sagen ließe. So zeigt ein Bogenfeld an der Kirche in Wechselburg einen Drachen, der einem Löwen gegenübersteht (3). Dort bedeutet nach Jung (a. a. O.) der Drache in vorchristlichem Sinne die „unholden Mächte“. In vielen Sagen sind, neben Schlangen, Drachen die Hüter verborgener Schätze, sie leben in Höhlen und unter der Erde und werden so auch zum Sinnbild des Erdreiches, der Mutter Erde selbst. Damit dürfen wir den Drachen auch mit zu der Reihe der wintersonnenwendlichen Gestalten zählen, wie sie uns als Schlange, lurchähnliche Elere und Wintervögel immer wieder in Brauch und Sinnbild begegnen. Auch in der Sage spielt der Drache, der „Dra“, eine große Rolle (4).

Behalten wir aber mit der Deutung des drachenartigen Zabelwesens auf der Tafel 4 des Branbobernborfer Hauses Nr. 31 als Versinnbildlichtung der winterlichen Erde recht, so rundet sich die Bedeutung der Brüllungsplatte zu einem Bild der zwei Hauptjahreszeiten ab: auf der unteren Hälfte (gleichsam bezwungen unter dem Boden und als ein Teil von diesem) die durch den Winter (Drachen) versinnbildlichte dunkle Erde, darüber die fleghafte Sommersonne, vor der in Andacht der Bauer kniet, ihren Segen erkennend auch in den sengenden Strahlen hochsommerlicher Tage. „Die mich brennet, bete ich an!“, damit gibt der bäuerliche Schöpfer ober Stifter der Platte seinen Glauben an die Macht der Sonne und sein Wissen um den alten Ahnenglauben kund.

(1) Arthur Carlus, Ornamentik am oberbayerischen Bau-  
 enbaue, Diss., Verlag Heinrich Keller, Frankfurt a. M.  
 1910. — (2) Paul Seiboldt, Folklore de France, 2.  
 Paris 1905. — (3) E. Jung, Germanische Sitten und  
 Gebräuche in christlicher Zeit, München-Berlin 1939, S.  
 416. — (4) H. Wessloff, Mecklenburgische Sagen, 2.  
 Band, Rostock 1939, besonders S. 247-272.

## Die Bücherwaage

Enfanna Perz, Das Wort „Nordisch“. Seine Geschichte bis zur Jahrhundertwende. Verlag M. Dittert und Co., Dresden 1939, 72 Seiten 4°. M. 2.40.

Das Wort „Nordisch“ ist in den geistigen Auseinandersetzungen unserer Tage ein Begriff geworden, dessen Inhalt weit über seine ursprüngliche und wörtliche Bedeutung hinausreicht. Es ist daher nicht nur von sprachwissenschaftlichem Belang, die Geschichte dieses Wortes und seiner Bedeutung zu erforschen, zumal es in der Stammeskunde und in der Völkerkunde geradezu zu einem Begriff geworden ist. Der sprachgeschichtliche Befund zeigt, wie die Verfasserin darlegt, daß es sich um eine späte Bildung handelt, die in Deutschland zuerst 1537, und als deutsche Völkerbildung im Dänischen 1622 belegt ist. Die Wortbildung mit dem Suffix -isch ist in diesem Zusammenhang jung und ungewöhnlich, geht aber auf eine indogermanische Wurzel zurück, die von Anfang an eine charakterisierende Bedeutung hat. Die Verfasserin untersucht dann die alten Gesamtbezeichnungen für die Völker, Länder und Sprachen des Nordens an Hand zahlreicher germanischer und mittellateinischer Belege. Ich möchte dabei auf einige Parallelbezeichnungen, insbesondere bei Widukind von Corvey hinweisen, der für Skandinavien die Bezeichnung „septentrionales partes“ hat, da er von den Ostfalen als den „orientales populi“ und von ihren Lande als den „orientales partes“ spricht, wobei ich in dem ersteren die „astarkindi“ und in dem zweiten die im Friesland belegten „astarwegos“ wiedererkenne, so kann man vielleicht annehmen,

daß die entsprechenden „septentrionales partes“ einen alten Beleg für die „nordwegos“ darstellen. — Allerdings ist auch ags. „nord-dælas“ belegt. Eine alte eigenständige skandinavische Bezeichnung für das eigentümlich Nordische im Sinne des Skandinavischen ist das Wort „norroen“, das in neuerer Zeit von dem erstarrten nordischen Selbstbewußtsein wieder in Gebrauch genommen ist. Besonders aufschlußreich sind die Ausführungen über den Inhalt, den das Wort „Nordisch“ im 18. Jahrhundert in der Bardenzzeit und insbesondere bei Klopstock gewinnt, für den es geradezu ein Programm der nordischen Wiedererweckung wird, während es für Goethe eher das Kulturelle, Ungeformte und Rauhe bedeutet. Fr. Schlegel setzt es zuerst fast mit dem Begriffe des Germanischen im Gegensatz zur Antike gleich und bereitet, da er auch die nordischen Kelten darunter versteht, in etwa die eine der heutigen Bedeutungen vor. Ernst Moritz Arndt gibt ihm vom Volkhaften her den lebendigen Inhalt, den er vor allem in Schweden erfahren hat, und darauf fußen dann Gobineau, Lagarde und Chamberlain, die man als die Väter des heutigen nordischen Gedankens betrachten kann. Im jetzigen Sprachgebrauch hat das Wort allerdings noch die zweifache Bedeutung einer Rasse und einer Bezeichnung für das Skandinavium behalten. Aus der Geschichtsbeachtung ist es, auch wenn Wort und Begriff bestritten werden, als ein stehender und wirkender Wertbegriff nicht mehr wegzudenken, und so teilt es mit der Prägung „Volkstum“ und anderen die Eigenschaft, schöpferisch und werkschaffend zu sein. Die fleißige und inhaltreiche Untersuchung wird das Verständnis dafür erleichtern.

J. D. Pfaffmann.

## Rudolf Siemsen: Germanengut im Zunftbrauch

Format 15½ × 24 cm. 194 S. Text u. 14 Abb. RM 7.80

Dieses Buch faßt ein altes und heiß umstrittenes Problem mit neuen Methoden an und führt zu neuartigen und überraschenden Ergebnissen: die deutschen Zünfte, eine der ausgeprägtesten Erscheinungen unseres Mittelalters, werden hier in morphologischer Untersuchung auf ihre Lebensform, ihr Brauchtum, ihren Totenkult usw. geprüft und durch ausgreifenden Vergleich in die Formenwelt der heimisch-germanischen Religion und Gemeinschaftsgestaltung gerückt. Dabei ergiebt sich, daß die Zünfte — weit entfernt davon, als primär wirtschaftliche Zweckgebilde von der Art von Kartellen oder dergleichen deuthar zu sein — Fortbildungen alter germanischer Wehrverbände mit ausgeprägt kultischem Lebensstil gewesen sind. Zahlreiche, dem ganzen Zunftwesen durch Jahrhunderte eigene Züge — gemeinsame Totenehrung in strengen Formen, Teilnahme an den Festen des Jahreslaufs, feierliche Einweihung neuer Mitglieder, wachsame Wahrung der Ehrgesetze und viele andere Lebensordnungen — erweisen sich als eine Abwandlung uralter kriegerühndischer Gemeinschaftsordnung. So führt diese volkskundliche Untersuchung, deren Verfasser 1940 als Sechszwanzigjähriger vor Dünkirchen gefallen ist, zu einer neuen Auffassung einer höchst wichtigen Geschichtsercheinung. Sie wird für die Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte wie für Religions- und Sozialwissenschaft Bedeutung gewinnen. Und indem Siemsen an einem reichen Anschauungsmaterial den Unterschied zwischen künstlichen Gesellschaftsformen und echt organischen Gemeinschaftsgebilden vor Augen führt, weist er der Volksgeschichte neue Wege zu bedeutsamen Lebensfragen.

AHNENERBE-STIFTUNG VERLAG / BERLIN-DAHLEM



**Einnachen kinderleicht mit Eriko**

rohe oder gekochte Früchte mit oder ohne Zucker  
in Zubindegläsern und -gefäßen  
Beutel 20 Pfg.

Hersteller: Eriko-Dorlmund-Postfach 223 · Ruf 34732

Hauptvertriebsleiter: Dr. J. Otto Pfaffmann, Berlin-Dahlem, Pöhlstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grünberg, Berlin-Dahlem. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Kußlandallee 7-11. Buchdruck Kasper & Gallwey, München. Offsetdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Niedlinger, Augsburg.